CHRISTLICHE JUGEND BIBLIOTHEK

FT
MEADE

PZ 31
.C4
vol. 9
Copy 1

IX.

Kleinhans.

DEUTSCHES VERLAGSHAUS
CLEVELAND, O.

LIBRARY OF CONGRESS.
Chap. PZ31 Copyright No.
Shelf C4
UNITED STATES OF AMERICA.

Christliche

Jugend-Bibliothek.

IX. Bändchen.

Kleinhans.

Eine Ohio Geschichte, erzählt

von

F. Grether.

Deutsches Verlagshaus,
der Reformirten Kirche in den Vereinigten Staaten,
Aug Becker, Geschäftsführer.
1134—1138 Pearl Straßr, Cleveland, O.
1892,

RECEIVED TO THE
SEP 7 1892
Library of Congress

PZ31
.C4

41293

Entered, according to Act of Congress, in the year 1892, by the
GERMAN PUBLISHING HOUSE OF THE REFORMED CHURCH,
IN CLEVELAND, OHIO.
In the Office of the Librarian of Congress, at Washington, D.C.

TWO COPIES RECEIVED

SEP 2 1892
Register of Copyrights

SECOND COPY.
26458
1892.

Vorwort.

ooooooo

Am 22ten April 1872, habe ich in Brier Hill bei Youngstown, Ohio, meine erste Schule eröffnet und den folgenden Winter etwa fünf oder sechs Meilen östlich von dort, in Coitsville, Schule gehalten und bin nach alter Weise von Haus zu Haus in die Kost gegangen. In Mahoning, in Portage und in Stark County, Ohio, habe ich im ganzen neun Termine Schule gehalten. Seit der Zeit bis heute—also volle zwanzig Jahre—bin ich von Gottes Gnaden Schulmeister. Daraus wird der Leser sich manches in dieser Erzählung erklären können. Wir Schulmeister sind in der Regel verschrobene, schrullenhafte Menschenkinder, und ich möchte deshalb für mich und meinen Fritz McDonnel um gnädige Nachsicht bitten. Wir haben beide, trotz Dünkel und Dummheit, es gut gemeint.

Diese Erzählung gleicht einer Perlenschnur. Die Perlen, oder, wie mancher denken wird, Glasperlen, sind wirkliche Begebenheiten, die ich teils selbst mit erlebt, teils aus mündlicher Ueberlieferung überkommen habe. Die Schnur an welcher sie aufgereiht sind, habe ich selbst gesponnen, so gut ich konnte.

F. G.

Franklin, Wisconsin, den 22ten April, 1892.

Inhaltsverzeichniß.

◇ ◇ ◇ ◇ ◇ ◇ ◇

Kapitel.		Seite.
I.	Auf dem Wege zum Großvater	1
II.	Das Stadtkind auf dem Lande	7
III.	Das Haus und seine Bewohner	13
IV.	Der Pfarrer und der Schulmeister	23
V.	Allerlei Schnikschnak	31
VI.	Was ein gelehrter Schulmeister ist	42
VII.	Wie man Bäume fällt, oder auch nicht	50
VIII.	Wo ist Doktor Petitjean ?	59
IX.	Die Wahrsagerin	64
X.	Drei Leute besuchen die Wahrsagerin	71
XI.	Eine unfreundliche Nacht	77
XII.	Das Evangelium soll er predigen	86
XIII.	Die Kinder, die Du mir gegeben hast	93
XIV.	Auf der Gaunerjagd	98
XV.	Der Geheimpolizist	105
XVI,	Dewalt	111
XVII.	Ein Stück Kriegselend	115
XVIII.	Verborgene Schätze	123
XIX.	Fritz McDonnel entlarvt	128
XX.	Komm' herein !	136
XXI.	Hans Kleinhans	141

I.

Auf dem Wege zum Großvater.

Hans Kleinhans war ein Urenkel des hundert Jahre vor ihm im Elsaß geborenen Hans Kleinhans. Dieser hieß dort Jean Petitjean; als er aber in seinem fünfunddreißigsten Lebensjahr mit seiner jungen Frau und dem einzigen Söhnchen, erst drei Monate alt, nach Amerika auswanderte, nahm er wieder seinen ehrlichen deutschen Namen an und schrieb sich Johannes Kleinhans.

Im Jahre 1863 war dieser Johannes Kleinhannes, der Aeltere, nicht mehr unter den Lebendigen, das heißt, auf Erden; vielmehr, wenn sein Grabstein recht hatte, unter den Lebendigen im Himmel. Das Söhnchen, welches er trotz der langen Segelschiff-Fahrt von neun Wochen lebendig und gesund nach Amerika gebracht hatte, war bereits ein Greis von fünfundsiebenzig Jahren und wohnte auf seiner Bauerei in der Western Reserve im Staat Ohio.

Da der alte Kleinhannes die Arbeit auf seinem großen Bauerngut selbst nicht mehr besorgen konnte, hatte er schon seit Jahren dasselbe an Lehnsleute verpachtet, die bei ihm in dem großen, auswendig mit Kalkgeweißten Blockhause wohnten. Er hieß Jakob.

Sein jüngster Sohn Heinrich war Arzt geworden und hatte sich in der Stadt Cleveland niedergelassen; Alle tüchtigen Aerzte müssen sich in großen Städten niederlassen; und für einen solchen hielt sich natürlich Heinrich Kleinhans. Er hatte seinen Namen wieder in das vornehmere Französisch zurückübersetzt und auf seinem Schilde stand zu lesen:

HENRI PETITJEAN, M. D.

Physician and Surgeon.

Aber trotz alledem war bei diesem französischen Kleinhans der deutsche Schmalhans Küchenmeister. Die Leute wehrten sich hartnäckig gegen das Krankwerden; und wenn sie es dennoch wurden, so gingen sie zu anderen Aerzten und Petitjean hatte das Nachsehen.

Darum ließ er sich endlich vom Gouverneur

des Staates eine Kommission ausstellen als Feldarzt, packte seine Schneidewerkzeuge zusammen, ließ seine Frau und drei Kinder im Stich und zog in den Krieg. Er nahm zwar Abschied von ihnen mit dem Versprechen, daß sie es künftig besser haben sollten, aber es ist kaum zu glauben, daß er es ernstlich meinte; sonst hätte er ihnen doch wohl bald etwas Geld geschickt, wie brave Familienväter damals zu thun pflegten. Seine Frau befürchtete, er wäre in der ersten Schlacht gefallen, weil sie gar nichts von ihm hörte. Nachdem sie ein halbes Jahr lang sich mit ihren drei Kleinen kümmerlich durch Handarbeit ernährt hatte, und nun wieder der lange, trostlose Winter vor der Thür war, schrieb sie einmal an ihren Schwiegervater und fragte nach, ob er etwa Nachricht bekommen hätte von ihrem Mann.

Bald kam ein Brief von den Schwiegereltern, worin sie gebeten wurde, mit ihren Kindern ohne Verzug zu ihnen zu kommen. Das Reisegeld lag bei.

Das älteste dieser Kinder zehn Jahre alt, ist der oben genannte Hans. Nach ihm waren einige Geschwister gestorben, sodaß er nur ein Schwe-

sterchen noch hatte, Maria, drei Jahre alt, und ein Brüderchen, welches noch rutschte oder auf allen Vieren ging und welches Francois heißen sollte, aber von Nachbarn und Bekannten nur Franz, Fränzchen, Fränk oder Fränkie genannt wurde.

Frau Petitjean packte ein und fuhr zu einer Station siebzehn Meilen vom Hause des Schwiegervaters entfernt, wo sie abgeholt werden sollte. Es war vier Uhr Nachmittags, als sie mit ihren Kindern ausstieg, an einem schönen Tag ausgangs Oktober. Der Großvater war selbst gekommen sie abzuholen. Ein zweisitziges Wägelchen wurde bestiegen; Hans saß neben dem Großvater; die Mutter mit den beiden Kleinen, die bald einschliefen, saß hinten. So fuhren sie los.

Der alte Butler, so hieß das Pferd, war längst kein Füllen mehr. Wenn sein alter Herr, dem er schon einige zwanzig Jahre treu gedient hatte, ihm mit der Peitsche einen kleinen Fitzer gab, legte er die Ohren ein wenig zurück und wippte mit dem Schwanz, womit er sagen wollte: „Weiß schon!" Er ging aber trotzdem in demselben langsamen Hundstrab weiter. Mutter und Großvater hatten

viel zu erzählen, indessen besah Hans sich die Gegend. Seit seinem dritten Jahr war er nicht mehr beim Großvater und nicht aus der Stadt gewesen. Ihm war alles neu. Die krummen Riegelfenzen, auf welchen rote Eichhörnchen mit Butler in die Wette liefen, und, wenn sie gewonnen hatten, sich aufrecht hinsetzten und mit ihrem frechen „Tschirrr!" den treuen, alten Gaul verspotteten; die Felder voll Baumstumpen und voll Welschkorn und goldener Kürbisse; der Wald, der sich bereits färbte, und in diesem der feurige Ahorn; die Buschhühner, die in der Abenddämmerung auf die Bäume geflogen waren, um Knospen zu fressen: alles dieses nahm seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch und es überkam ihn eine Art Wehmut.

Nachdem die Sonne untergegangen war und er die Gegenstände nicht mehr so genau unterscheiden konnte, legte er sich aufs Hören. Er hörte in der Ferne eine Kuhglocke; ein Käuzlein ließ von Zeit zu Zeit seinen schrillen, unheimlichen Ruf ertönen; weit vor ihnen knarrte ein schwerbelasteter Wagen. Der Großvater bemerkte, daß Hans fröstelte und schlug ihm das Wolfsfell besser um die Beine. End-

lich gewahrte er gegen den apfelfarbenen Abendhimmel die scharfen Umrisse mehrerer Gebäude. Bald fuhren sie in einen Hof, wo zwei Männer daran waren, die Pferde an einem mit Maiskolben beladenen Wagen auszuspannen.

Im Hause wurde gerade Licht angezündet. Die Männer traten heran und halfen ihnen mit freundlichen Worten des Willkomms vom Wagen. Es war seiner Mutter Bruder, Philipp Haberkorn, und dessen ältester, sechzehnjähriger Sohn, Philipp. Die Großmutter und die Tante kamen heraus und begrüßten seine Mutter mit einem langgedehnten, „Ei—Luise!" und fielen ihr mit Freudenthränen und Küssen um den Hals. „Und das — ist der Hans!" sagten beide; „was der aber schon groß ist!" und küßten auch ihn, und zwar so herzhaft, daß er nachher mit dem Rockärmel sich über den Mund fuhr.

Die kleine Marie, welche von dem großen Freudenlärm aufgewacht war, wurde von der Tante aufgegriffen und ins Haus getragen. Die Großmutter trug das dicke Fränzchen. So zogen sie alle, umringt von einem halben Dutzend frohlockender Vettern und Bäschen — das waren Onkel Philipps Kinder — im Triumphe ins Haus.

II.

Das Stadtkind auf dem Lande.

Da war es nun, nach der langen Reise, gar warm und traulich. Der Tisch stand schon theilweise gedeckt, und vorne auf der Ofenplatte und hinten auf dem Ofen standen große, bedeckte Schüsseln, aus denen wohlriechende Dämpfe herausgestiegen kamen und unserem Hans Kleinhans um die Nase spielten, als wollten sie sagen: „Hier, Kleiner, hier ist gut sein.“ Das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Alle seine Sinne hatten vollauf zu thun. Die Augen wanderten in der großen Küche hin und her und betrachteten die geweißten Blockwände und den großen rothen Speiseschrank, auf welchem dickbackige Aepfel, Pfirsiche und Birnen sich in Reih und Glied aufgestellt hatten, um ihm Ehre zu erweisen. Da war mitten auf dem Tisch die hohe eiserne Fettlampe, in welcher Schweineschmalz gebrannt wurde. Da war das blanke Zinn- und Kupfergeschirr an der

Wand, große Schaum- und Suppenlöffel, Fleischgabeln, Kuchenschäufelchen und was nicht alles. Kurz, der Palast eines Kaisers hätte nicht mehr Reiz für Hans haben können; und behaglicher könnte auch kein Palast sein, als diese Küche in dem alten Blockhaus war. Er konnte alle diese Dinge kaum betrachten, so viele Fragen wurden von Vettern und Basen an ihn gestellt. Als er eben anfing gemüthlich warm zu werden, wurde er auf die lange Bank hinter dem Tisch gezogen. Er konnte sich nicht erinnern, je solch ein Essen vor sich gehabt zu haben. Ein Thurm von gestampften Kartoffeln, obenauf ein schmelzender Klumpen Butter. Ein breiter Teller mit Ochsenaugen, d. h., gebackenen Eiern. Ellenlange braune Bratwürste. Ein großer Welschhahn, der auf dem Rücken lag und die gebräunten Schenkel in die Höhe hielt, als ob er sich ergeben hätte auf Gnade und Ungnade, den Bauch mit würzig duftenden Füllsel zum Platzen gestopft.

Gebratene Aepfel, gekochte Pflaumen und Pfirsiche, Eingemachtes aller Art. Und dann das Brot, weiß, flockig, große Stücke, die kaum warten konnten, bis sie mit Butter bestrichen oder in die Sauce

getunkt wurden. Und dann die goldene Butter! Ei, sein Tischnachbar legte sie so dick auf, daß Hans diese Verschwendung gar nicht begreifen konnte und jeden Augenblick erwartete, daß Tante Haberkorn dreinfahren würde und sagen: „Sei doch nicht so unverschämt, du Schlingel! Die Butter ist theuer.“

Nach dem Essen betete der Großvater den Abendsegen, dann wurden die Kinder zu Bett gebracht. Hans und sein Schwesterchen kamen in eins, so hoch mit Federbetten aufgepolstert, daß sie ohne eine Leiter fast nicht hineinkommen konnten. Lustig kichernd purzelte das kleine Mariechen aus den Händen der Mutter, welche es in die Höhe hob, in das weiche Bett. „Jetzt betet schön,“ sagte die Mutter.

„Müde bin ich, geh' zur Ruh,“

betete lispelnd die Kleine.

„Breit' aus die Flügel beide!“

betete Hans.

„Gute Nacht!“ sagte die Mutter und die Kinder riefen zurück: „Gute Nacht!“

Als die Mutter wieder unten war, konnte Hans es nicht lassen, er mußte noch einigemal auf dem

weichen Bett Purzelbaum schlagen; aber es ging nicht zum besten. Er hatte zu viel gegessen.

Am andern Morgen durfte er schon mitgehen Nüsse zu suchen: Hickorynüsse, Haselnüsse, Wallnüsse, Butternüsse, Kastanien. Mit einem großen Wagen fuhren sie hinauf auf die Ridge, ein etwas höher gelegenes, unebenes, bewaldetes Stück Land. Seine Vetter, zwei starke Knaben, und noch zwei andere aus der Nachbarschaft, nahmen einen langen, schweren Fenzriegel und bombardierten damit die Hickorybäume. Bei jedem Stoß fiel ein Hagelschauer von weißen Nüssen. Bei den Kastanienbäumen hingegen mußte einer hinaufsteigen und die Nüsse abschütteln oder mit einer langen Ruthe herunterpeitschen.

Am folgenden Tage fuhren Onkel Philipp und Vetter Philipp mit einem großen Wagen voll süßer Aepfel nach der Cidermühle und Hans durfte wieder mit. Hei, wie das schnurrte und spritzte, als die Aepfel mit einer großen Schaufel in die Mühle geworfen wurden! Dann beim Pressen, der braune, süße Strom, der in den großen Zuber lief! und er durfte davon trinken, so viel er wollte. Er

hätte das freilich nicht ganz so stark treiben sollen, denn ein Städtermagen ist es nicht gewohnt. Was die Folge war, kann man sich denken.

Dann durfte er auch mit in's Feld, wo das Welschkorn ausgebrochen wurde. Auf seine Bitte wurde auch ihm ein Welschkornbaster an den Finger gesteckt, das war ein spitzes Stückchen Holz, versehen mit einem ledernen Ring. Dabei ging's in die Wette, besonders um die roten Kolben. „Wer wird heute die meisten Roten bekommen?" hieß es am Morgen; und am Abend frohlockte dieser oder jener: „Ich hab' die meisten Roten gehabt!"

Eine schöne Arbeit das im Indianersommer. Die linde Luft, die wärmende Sonne; die langsam zu Boden schwebenden Waldblätter, welche der Wind ab und zu wieder wirbelnd in die Höhe treibt; das Tropfen der Nüsse, bald einzeln, bald, wenn ein Windstoß am Baum rüttelt, zu dutzenden; wer möchte da nicht mit einigen guten Kameraden Welschkorn basten! zumal da man sich noch mit allerlei lustigen Erzählungen Kurzweil macht!

An manchen Tagen weht aber ein schneidiger Wind, und man muß von Zeit zu Zeit die erstarren-

den Finger anhauchen, während man im dicken Rock dasitzt. Das ist nicht so angenehm.

Dieser Herbst jedoch war schön. Als die ersten Schneeflocken in Gestalt zierlicher Sternchen auf Hansens Rockärmel fielen, saß er auf der letzten Fuhre Welschkorn, die sein Onkel Philipp, die Peitsche vergnügt knallend, nach Hause brachte.

III.

Das Haus und seine Bewohner.

Der Großvater, Jakob Kleinhans, war ein hochgewachsener, aber wohlgenährter Mann, glattrasiert, der kahle Scheitel mit einem dünnen Büschel Haare, die er zu diesem Zweck lang wachsen ließ, zugekämmt. Er hatte schwarze Augen und darüber dichte buschige Brauen. Er sah, trotz seines Alters, aus, wie wenn er mit der Faust einen Stier fällen könnte. Er war auch sehr stark, hatte aber schon seit Jahren wenig Handarbeit gethan. Er saß den Winter über, meist in Hemdsärmeln, beim langen Heizofen in der großen Stube und rauchte in aller Gemüthsruhe sein Thonpfeifchen. In dieser Stube wohnten er und die Großmutter, eine kleine, magere Frau mit schneeweißem Haar und freundlichen, blauen Augen.

An einer Seite stand das altmodische Bett mit seinen hohen, gedrechselten Stollen. Es war mit

zwei hohen, in der Mitte zurückgebundenen Gardinen verhängt, wie ein geheimnißvolles Heiligthum. Kein Kind hätte den Muth gehabt auf diesem Bett Purzelbaum zu schlagen.

Neben dem Ofen stand ein hölzerner, mit Sand halb gefüllter Spuckkasten, der rot angestrichen war. Hinter dem Ofen war ein langer roter Holzkasten, den man zuklappen konnte und als Bank benutzen. An der Seite gegenüber stand ein roter Tisch, dessen breite Platte man zurückklappen konnte, dann hatte man wieder eine Bank, und zwar mit hoher Lehne. Diese Gegenstände waren, wie gesagt, alle rot. Das war damals so Mode. Sonst waren nur noch einige alte hölzerne Stühle in der Stube, unter diesen zwei, die besonders erwähnt werden müssen: ein großer, breiter Lehnstuhl für den Großvater, und ein kleiner, niedriger Schaukelstuhl für die Großmutter. Diese beiden Stühle waren fast eben so heilig wie das Bett; es wagte niemand sich darauf zu setzen.

Die Großmutter hatte das Arbeiten noch nicht verlernt, sondern war in ihren siebziger Jahren noch so rührig und emsig wie je. Ihr Spinnrad; die

alte Schwarzwälder Uhr; der große Kater unter dem Ofen, der, wenn Besuch kommen sollte, sich zu waschen pflegte, sonst aber zu dem Spinnrad die zweite Stimme schnurrte; die langsam aus der Pfeife des Alten emporkräuselnde Rauchwolken; das im Ofen knisternde Feuer, welches, wenn Sturm im Anzug war, gurgelte und spautzte: das waren fünf Dinge, welche in die sonst stille Stube etwas Leben und Bewegung brachten.

Der Großvater war trotz der Ruhe, in welcher er dasaß, nicht müßig. Er war ein Denker. Er überlegte dies und das, was seinen Kindern oder Nachbarn von Nutzen sein konnte. Er trug ihre Angelegenheiten beständig auf dem Herzen. War etwa Streit zwischen zwei Nachbarn ausgebrochen, so ließ es ihm keine Ruhe, bis er die Sache allseitig erwogen hatte und zu dem Resultat gelangte: „So kann alles wieder geschlichtet werden.“ Wollte ein Sohn ein Stück Land kaufen, so überlegte der Greis, ob es sich lohnen würde, mit so und so viel Schulden den Kauf einzugehen. Wenn seine Gedanken recht im Flusse waren, qualmte das Pfeifchen, er stand auf, spazierte in die Stube einige Mal auf und

ab, setzte sich, stand wieder auf und trieb das so lange, bis er mit den Worten: „So muß er's machen!" die Pfeife auf die linke Hand ausklopfte und die Asche in das rothe Kästchen warf. Dann wurde sie von neuem gestopft und er blieb dann ruhig in seinem Stuhle sitzen. Ein behagliches Lächeln spielte auf seinem Antlitz. Jetzt konnte er kommen.

Wer denn? Ei, der Sohn, oder der Nachbar; und er kam gewöhnlich auch. Denn Jakob Kleinhans galt bei Kindern und Nachbarn als weiser und guter Ratgeber. Es verging kaum ein Tag, wo nicht jemand zu ihm auf Besuch kam und ihn um Rat fragte.

Er war auch einmal zum Friedensrichter gewählt worden, und hätte darüber den eigenen Hausfrieden bald eingebüßt. Seine Frau wollte es nicht leiden. Es gab zu viel Rumor in der stillen Stube, und die vielen Menschen, die sich bei dem ersten und einzigen Verhör dort einfanden, trieben nicht nur die gemüthvolle alte Frau mit ihrem Spinnrad hinaus, das wäre noch zu ertragen gewesen; nein, sie schleppten auch zu viel Schmutz herein und bespuck-

ten die schöne, weiße Diehle. Darum mußte er sein Amt bald niederlegen, was ihm selbst gar nicht leid that. So konnte er besser zum Frieden raten und mit guten Worten mehr ausrichten, als wenn er Friedensrichter blieb. Der Titel ist ihm aber dennoch geblieben; man nannte ihn nachher nie anders als Squire oder Gschweier Kleinhans.

Jetzt beschäftigte sich sein Geist mit Doktor Petitjean und dessen Familie. Er konnte nicht begreifen, warum sein Sohn Heinrich seiner Frau keine Nachricht zukommen ließ. Was sollte die arme Frau mit den drei Kindern beginnen? Diese und ähnliche Fragen beschäftigten den Großvater Wochen lang. Manche Pfeife Tabak wurde dabei verraucht, aber die Rauchwolken schienen diesmal die Sache nur in noch dichteres Dunkel zu hüllen. Er war während dieser Zeit ungewöhnlich schweigsam.

Frau Petitjean nahm sich das zu Herzen, und es däuchte sie, man sei ihr nicht recht hold. Sie fing an sich zu härmen und wurde auch schweigsam. Das merkten wieder die übrigen Familienglieder

und schüttelten die Köpfe dazu. Es lag ein Bann auf dem ganzen Haus.

Philipp Haberkorn, der Bruder von Frau Petitjean, hatte eine Tochter des alten Kleinhaus zur Frau. Anna Maria oder Ammarie Haberkorn war somit eine Schwester von Doktor Petitjean und die Verwandschaft war demgemäß eine doppelte. Frau Petitjean war mit ihren Kindern also nicht bei fremden Leuten. Es war kein Mensch in Hause, der sie oder ihre Kinder fortwünschte. Alle hatten sie gern. Aber wie das nun einmal ist: eine Frau mag anderen Leuten nicht gern zu Last liegen, sie fühlt sich nur im eigenen Hauswesen glücklich.

Frau Petitjean arbeitete zwar fleißig mit bei allen Hausarbeiten, erbot sich sogar mit aufs Feld zu gehen, was man nicht zuließ; aber sie sah bei jeder Mahlzeit die bedenkliche Miene ihres Schwiegervaters, und es war ihr nicht wohl dabei.

Hans ging mit den Haberkornskindern jetzt auch in die Distriktschule. Am dritten Schultage schon wurde er abends vor den Großvater geladen. Er war bang in die Stube zu gehen, seine Mutter

mußte ihn hineinzerren. Mit klopfendem Herzen stellte sie ihren Hans vor den Großvater. Dieser betrachtete ihn eine Weile von seinem Lehnstuhle aus, dann fragte er: „Nun, Hans, wie geht's in der Schule?"

„Gut," antwortete Hans halblaut.

„Was für einen Namen hast du dem Lehrer gesagt, als er dich fragte, wie du heißt?"

Hans wollte nicht heraus damit, denn er war deswegen schon von Onkel Philipps Kindern verspottet worden.

„Nun, wird's bald?" sagte der Großvater barsch.

Hans ließ den Kopf hängen und stotterte „John Littlejohn."

„Laut!"

„John Littlejohn."

„So? Wie hast du denn in Cleveland geheißen?"

„In der Schule hat die Lehrerin mich auch so genannt."

„So? Wie heißt denn dein Vater?"

„Petitjean," stammelte Hans.

Der Großvater schaute jetzt mit großen Augen auf Hansens Mutter. Diese ergriff das Wort: „Was Hans sagt ist wahr. Der Heinrich meinte, das klinge vornehmer und würde ihm Kundschaft bringen.“

Der Alte schüttelte den Kopf, blickte wieder auf Hans und sagte: „Jetzt will ich dir etwas sagen. Ich heiße Kleinhans. Dein Vater heißt Kleinhans, und wenn er sich hundertmal Petitjean nennt, weil es vornehmer klingen soll. Dein Urgroßvater, auf dem Kirchhof auf seinem Grabstein kannst du's lesen, hieß Johannes Kleinhans. So heißt auch du. Das sagst du morgen dem Lehrer. Ich will keine Franzosen und keine Yankees in meiner Familie haben. Hörst du?„

Hans sagte, „Ja.“ Die Großmutter kam jetzt heran und gab ihm zwei große rothe Aepfel, dann konnte er gehen.

Seine Mutter blieb noch eine Weile beim Großvater stehen, um noch etwaige Ermahnungen anzuhören, aber er schaute still vor sich hin und hing seinen Gedanken nach. Sie wollte die Stube verlassen, da winkte ihr die Großmutter, sie sollte sich zu

ihr setzen. Das that sie, aber alle Versuche sie in ein Gespräch zu ziehen waren fürs erste vergeblich. Sie antwortete nur mit ja oder nein, strengte sich aber an ein heiteres Gesicht zu machen. Die Großmutter merkte nur zu gut, daß ihr im Herzen anders zu Muth war, und fragte endlich:

„Luise, was fehlt? Bist du krank? Du bist seit einigen Tagen so still. Etwas ist nicht richtig. Sag mir nur getrost, was dir fehlt, vielleicht kann ich dir helfen."

„Mir fehlt weiter nichts," war die kurze Antwort.

„Dann hast du etwas auf dem Herzen. — Heimweh?"

„Kann sein."

„Es nimmt mich wunder warum der Heinrich so lang nichts von sich hören läßt. Wie ist er dazu gekommen, so knall und fall in den Krieg zu gehen. Er wurde doch nicht eingelost?"

„Nein."

„Er war doch sonst nicht so kriegerisch gesinnt. Ich kann's nicht begreifen; kannst du?"

„Ja."

„So? Ja, wie ist's denn gekommen?“

Frau Petitjean quollen die Thränen aus den Augen. Ihre Schwiegermutter rückte näher, nahm ihre Hand und bat sie, doch alles zu erzählen. „Es ist gewiß schön von dir, daß du nicht gern schlecht von deinem Mann reden willst; aber ich kann mir schon denken, daß er etwas gethan hat, was nicht recht ist. - Er war immer ein wilder Bursche. Sag' es nur frei heraus, Luise, ich nehm' es dir gewiß nicht übel, wenn ich auch seine Mutter bin. Sage mir nur, was sich zugetragen hat, wir wollen dann miteinander überlegen, was zu thun ist.“

IV.

Der Pfarrer und der Schulmeister.

Frau Ruhama Kleinholz, so hieß nämlich die Großmutter; hatte ihre Schwiegertochter so weit überredet, daß sie sich entschlossen hatte alles zu beichten, was sie wußte, oder vielmehr was sie vermuthete. Was sie wußte war sehr wenig; sie hatte aber, als sie noch in Cleveland war, von gewissen Leuten mehr als genug gehört. Nur eins wußte sie bestimmt, daß ihr Mann eine sehr geringe Praxis hatte damals, und was er jetzt trieb, wer konnte es sagen? Sie wollte eben anfangen zu erzählen; selbst der Großvater war aufmerksam geworden und lauschte gespannt auf das, was kommen sollte; da klopfte es an der Thür. „Herein!“ rief die Großmutter und herein trat der Herr Pfarrer, der ehrwürdige Johannes Jingling, ein stattlicher Mann.

Man sah es ihm an, daß er schon manchen

Sturm erlebt und aus vielen Brunnen Weisheit geschöpt hatte. Sein Blick war ruhig und klar, und machte den Eindruck, als könnte er viel weiter und tiefer sehen, wie andere Menschen. Seine Gesichtszüge, das getreue Abbild seiner Seele, waren edel und kindlich zugleich; ernst und doch freudlich, kühn und doch demüthig, ohne Leidenschaft und doch gemüthvoll, nicht kalt und theilnahmslos. Ohne viele Worte zu machen konnte er die Seelen an sich ziehen und sogar die wildesten seiner Heerde, wie man zu sagen pflegt, um den Finger wickeln. Eine verkommene Frau war jedoch in seiner Nachbarschaft; mit dieser konnte er nichts anfangen. Sie gehörte zwar nicht zu der Gemeinde, aber er hielt sich dennoch verpflichtet, sie wo möglich auf bessere Wege zu bringen.

Seine Predigten waren so schlicht und einfach, er redete so mir nichts dir nichts, wie es ihm ums Herz war, daß man gar nicht in die Versuchung kam zu sagen: „Ach wie hat der Herr Pfarrer heute wieder so schön gepredigt!“ Nein, man ging heim und überlegte, was gepredigt worden war, ohne dabei an den Prediger zu denken. Solch ein Mann

war Pfarrer Jingling, und ein gelehrtes Haus dazu. Sein Name war durch verschiedene Schriften aus seiner Feder sogar in Deutschland bekannt, während der Schulmeister, der die Distriktschule in der Nähe hielt verschiedenen Gemeindegliedern zuverstehen gab, durch Achselzucken und versteckte Andeutungen, er zweifele, ob Pfarrer Jingling bei ihm auf der Schulbank nicht noch manches lernen könnte.

Zu stolz dazu wäre Johannes Jingling nicht gewesen, macht doch gründliche Gelehrsamkeit und die wahre Weisheit die Menschen demüthig. Das können wir sehen an dem großen Gelehrten und Bibelausleger, Doktor Delitzsch, der in seinem hohen Alter die Vorlesungen des eigenen Sohnes über assyrische Sprachkunde besuchte, um von diesem, seinem eigenen Sohne zu lernen.

Pfarrer Jingling hatte auch einen Sohn, an dem sein ganzes Herz hing. Dieser Sohn, Oswald mit Namen, war mit Begeisterung dem Rufe des Vaterlandes gefolgt und in den Krieg gezogen. Es war das für ihn kein Leichtes, denn er war ein junger Ehemann, erst einige Monate verheirathet, und

mußte deßhalb einen harten Kampf bestehen, ehe er sich entschließen konnte seine junge, neunzehnjährige Frau zu verlassen, um sie vielleicht nie wieder zu sehen. Er kam sich aber vor, jung und stark wie er war, wie ein Feigling. Andere sollten für ihn ihr Blut verspritzen, während er ruhig daheim blieb? Nein, er hielt's nicht länger aus. Die Sache des Vaterlandes war zu groß und heilig. Er stellte sich und ging.

Selbst seine Frau, die nicht weniger begeistert war als er, munterte ihn dazu auf und hieß ihn in Gottes Namen ziehen.

Diese Frau war Philipp Haberkorns älteste Tochter, Deborah. Sie war nach dem Weggang ihres Mannes wieder zu ihrem Vater gezogen und wohnte jetzt mit Frau Petitjean unter einem Dach. Lernen wir dieses vortreffliche Weib näher kennen. Sie war von mittlerer Größe, hatte hellblonde Haare, aber, was man selten damit vereinigt findet, dunkelbraune klare Augen, sinnig und seelenvoll, aus denen zuweilen, aber nur selten, der Schalk hervorlugte. Ihr regelmäßig geformtes, länglich rundes Gesicht, war weiß, mit leichtem Roth überflogen;

nicht wächsern oder gar kreideartig, wie künstliche Gesichter, sondern wie kostbarer Sammet, in dem man die blauen Aederchen hie und da konnte durchschimmern sehen. Perlweiße Zähne zwischen kirschrothen Lippen hatte diese junge Kriegerfrau, und eine glockenreine Stimme; und singen konnte sie trotz einem Bobolink. Sie kleidete sich jetzt — es war ja Winter — in ein Kleid von Flanell, dessen Garn sie selbst gesponnen und zum Weber getragen, und, nachdem es gewoben war, selbst ausgeschnitten und genäht hatte mit der Hand. Nähmaschinen gab es damals keine. Sie hatte zu solchen Arbeiten ein natürliches Talent; es paßte alles so genau und stand ihr so gut, einfach wie es war, daß man fast wünschen möchte, die Nähmaschine wäre nie erfunden worden, damit man heute den vielen närrischen Flitter und Flatter von Bauschen, Falten und anderen unnennbaren Anhängsel nicht sehen müßte. Um den Hals trug Deborah einen einfachen, selbst gehäckelten Spitzenkragen und vorne eine Brustnadel mit dem Bildniß ihres lieben Dewalt.

Pfarrer Jingling war gekommen, seine ihm in kurzer Zeit ans Herz gewachsene Schwiegertochter zu

sprechen und dann eine Stunde mit Großvater Kleinhans zu verplaudern. Nachdem er alle freundlich gegrüßt hatte, setzte er sich zu dem Alten an den Ofen.

„Haben Sie kürzlich vom Dewalt gehört?“ fragte die Großmutter.

„Nein, leider seit einigen Wochen nicht mehr. Sonst hat er mir jede Woche einmal geschrieben.“

„Die Deborah hat sonst oft zwei oder drei Briefe dicke Briefe, auf einmal bekommen,“ sagte die Großmutter; „ich glaube, er hat ihr jeden Tag geschrieben. Jetzt hat sie lange Zeit keinen Brief bekommen. Glauben Sie, daß er gefallen ist?“

„Es könnte sein, aber ich denke, dann hätte man uns längst Nachricht zukommen lassen. Die Zeitungen haben seinen Namen noch nicht in der Totenliste gebracht. Ihr Mann soll auch im Krieg sein,“ sagte der Pfarrer, an Frau Petitjean sich wendend.

Jetzt klopfte es wieder, und zwar, wie vorhin, an der Thüre die zur Küche führte. Ein langer, hagerer Mann, glatt rasiert, mit großer Nase und großem Kinn, die beide an der Spitze eine Grube

von oben nach unten hatten, trat jetzt ein. Auf dem Rücken hatte er den kleinen Franz. Seine großen Kiefer ließen den starken Esser vermuthen, der, nach der Magerkeit zu urtheilen, entweder nie satt bekam, oder zu jener Klasse von Menschen gehörte, die im Fetthafen sitzen können, ohne etwas davon abzukriegen.

Die Art und Weise, wie er seine dicken Lippen zusammenpreßte, die untere weiter hervorstehend als die obere, zeigte, daß er sich für jemand besonderes hielt, der alles gelernt, was es unter dem Monde zu lernen gibt; der alles im Nu fix und fertig wägen, wiegen, messen, abschätzen und berechnen konnte um ein Haar, die Finger schnippen und sagen: „So ist es, genau so, und nicht anders, möchten auch die sieben weisen Griechenlands und alle Doktoren und Professoren der Welt das Gegentheil behaupten.

Dieser gelehrte Mann war der Herr Schulmeister, Fritz McDonnel. Eines irländischen Vaters und einer deutschen Mutter Sohn, hatte er in seinem Namen, in seiner Sprache und in seinem ganzen Wesen etwas von beiden Volksstämmen. Deutsch konnte er sprechen, nicht besser, aber auch nicht

schlechter als die deutschen Leute, unter welchen er wohnte.

Damals war es noch auf dem Lande Brauch, daß der Schullehrer bei den Leuten des Distrikts in die Kost ging, von Haus zu Haus, gewöhnlich je eine Woche bei den einzelnen Familien, bis die Reihe herum war, und er wieder bei der ersten Familie anfing. Die Reihe, ihn zu füttern, war jetzt an Haberkorns. Sie wußten allerdings kaum, wo sie ihn zum Schlafen unterbringen sollten; aber „geduldige Schafe gehen viele in einen Stall," sagte Ammarie, „wir werden schon Rat schaffen."

V.

Allerlei Schnickschnack.

Als endlich alle wieder behaglich um den Ofen saßen, fragte Großvater Kleinhaus den Lehrer: „Was macht unser Hans in der Schule?“

„O der macht sich recht gut,“ sagte McDonnel, „er ist recht brav und lernt fleißig. Nur ist er mitunter etwas vorlaut, wie die Stadtkinder es gewöhnlich sind. Die Kleinen können ihre Nase nicht immer im Buch haben und machen dann zum Zeitvertreib gern dumme Streiche. Da male ich ihnen dann etwas auf die Wandtafel, das sollen sie nachmalen. So habe ich neulich ein Haus gemalt, das hatte natürlich auch einen Schornstein. Als ich den Rauch, der zu diesem Schornstein herauskam, malte, ist er mir etwas dick gerathen. Da meinte Hans: „In dem Haus müssen die Leut' ein arges Feuer haben.“

„Hat er auch seinen Namen richtig angegeben?“ fragte der Großvater weiter.

„Ach ja; ich wußte ja schon, daß er Kleinhans heißt; es war mir nur daran gelegen, seinen Taufnamen zu wissen.“

Dem Pfarrer erzählte der Großvater zur Erklärung die *Littlejohn* Geschichte.

„Mit dem Namen,“ hob der Pfarrer jetzt zu erzählen an, „geht's hierzulande oft wunderlich zu. Kam einer von der Pfalz, der hieß Feuerstein. Als seine Kinder nun in Pennsylvanien, wo er sich niedergelassen hatte, in die Schule kamen, fragte der Lehrer: „Wie heißt ihr?“

„Feuerstein.“

„Ach was, Feuerstein! hier im Land ist doch alles englisch; übersetzt euren Namen doch lieber gleich ins Englische. Ich werde schreiben Flint.“

Also hießen die Kinder nicht mehr Feuerstein, wie der Vater, sondern Flint. Als diese Kinder wieder ihre Kinder in die Schule schickten, fragte der Lehrer: „Wie heißt ihr?“

„Flint.“

„Seid ihr denn nicht deutsch?“

„Ich denk," sagte ein etwas größerer Flachskopf; „der Päp und die Mäm schwätze deitsch enni-hau."

Der Lehrer stammte selbst von deutschen Eltern und verstand noch etwas von dieser Sprache. Er sagte: „Flint ist aber kein deutscher Name. Ich denk' ihr heißt Flinte. Gelt, so heißt ihr?"

„Ich weeß net," erwiderte der Flachskopf, „ich denk nit, daß mer so heeße."

„Gewiß heißt ihr so, sprach der Lehrer heftig. „Ich werd' den Namen übersetzen und in's Buch schreiben: Gun. Das guckt aber nicht gut aus. Halt einmal!" sagte er, sich besinnend. „Jetzt weiß ich, wir schreiben's mit zwei N: G—u—n—n, Gunn."

So heißen nun die Nachkommen des deutschen Feuerstein, der vor hundert Jahren aus der Pfalz einwanderte, heute Gunn.

Der alte Schulmeister, Fritz McDonnel, machte zu dieser Geschichte die Unterlippe gewaltig dick; nicht, weil er sie nicht glaubte, denn er stammte selbst aus Pennsylvanien und kannte einige

der Gunns; nein, es schien ihm, als wollte Pfarrer Jingling ihm damit einen Hieb geben.

Das lag dem aufrichtigen Pfarrer aber sehr fern. Er wußte es nicht, daß McDonnel hinter seinem Rücken ihn bei den Leuten herabsetzte; und hätte er es gewußt, so wäre es ihm doch nie in den Sinn gekommen, es dem Herrn Schulmeister durch Sticheleien einzutränken. Er hätte es ihm offen ins Gesicht gesagt, wenn er was zu sagen gehabt hätte, und damit fertig.

Mc Donnel aber hatte kein gutes Gewissen in diesem Punkte und glaubte ganz gewiß, der Pfarrer müsse etwas von seinem Gerede erfahren haben. Er war nahe daran, alles zu berichten und um Verzeihung zu bitten; denn er war kein boshafter Mensch, unser Fritz. Er hat viel gesprochen, wenn der Tag lang war, und nicht alles vom besten, aber böse gemeint hat er es nicht. Und doch kam ihm jetzt ein boshafter Einfall: „Der Pfarrer hat mich gegickst, wart', ich gick's' ihn wieder. Ich will ihm auch eins erzählen, damit er merkt, daß ich seine Feuerstein-Geschichte gar wohl verstanden habe." Dann erzählte er Folgendes.

„Mit Verlaub, Herr Pfarrer, will ich auch eine“ —

„Rumpeltipumpel, Knüppelbrück!
Schnell in die Stadt und schnell zurück!“

schallte es jetzt aus der Küche herein, und der Schulmeister konnte nicht weiter.

„Einer kaput und der Wagen dazu;
Rumpeltipumpel! was machen wir nu?“

Frau Petitjean ging zur Thüre, um Ruhe herzustellen, denn sie hörte die Stimme ihres Hans. Es war aber nicht Hans allein; die kleinen Haberkorns und — man denke! — Deborah, spielten eine Art Ringelreihe und sangen dazu.

„Rumpeltipumpel! Knüppelbrück!“

ging's schon wieder, da kam auch die Tante Haberkorn, und gebot Ruhe, der Schulmeister sei am erzählen.

Es hatte ihn vom Geleise gebracht, und er mußte sich erst wieder besinnen.

„O ja. Ein Pfarrer, der in Deutschland studiert hatte, kam nach Amerika. Er hielt große Stücke auf sich, und meinte es könne ihm keiner das Wasser reichen. Denn ein deutscher Pfarrer, der auf der Universität studiert hat, ist ein großes

Licht, etwas ganz anderes, als so ein amerikanisches Pfäfflein, das nicht besser sein will, wie unser einer.“

Das war freilich etwas stark, denn Jingling hatte draußen studirt. Er war aber der bescheidenste Mensch von der Welt und beneidete oft seine amerikanischen Amtsbrüder, weil sie in manchen Dingen viel praktischer waren als er. Mc Donnel erzählte weiter:

„Dieser Herr Pfarrer fragte einmal einen kleinen Bub' nach dem Weg dort- und dorthin. Der Bub sagte: ‚Well, du muscht ‚ne Meil so hie reite, dann 'ne halwe Meil so hie, un' dann noch 'ne Meil selle Weg, dann kummscht du an de Blatz'. Aber dem Pfarrer war es nicht recht, daß so ein Lausbub ihn mit Du anredete; denn er war aus Deutschland, wo man zu den hohen Herren von der Geistlichkeit, indem man den Hut unter den Arm nimmt, immer Sie sagen muß. Darum sagte der Herr Pfarrer: ‚Mein liebes Kind, weißt du nicht wer ich bin? Ich bin ein Prediger des Evangeliums.‘ — ‚Ich geb nix drum,, sagte der Bub,

‚un wenn du der Papscht bischt; selle Weg muscht du geh, odder du kommscht net hie.‘

So erzählte Mc Donnel, nur hatte er an der Stelle des Papstes einen noch böseren Feind. Pfarrer Jingling, dem diese Geschichte auch nicht neu war — er hatte sie schon oft gehört —, lachte darüber gutmüthig, und ließ es gar nicht merken, daß er die Absicht des Lehrers durchschaute. Auch der alte Kleinhans hatte die Absicht, dem Pfarrer eins zu versetzen, gemerkt und schaute den Schulmeister gar sonderbar an, und spuckte dann in den Ofen, daß es zischte. Das sollte heißen „Tölpel!“ oder des etwas.

Der Schulmeister merkte jetzt, daß er zu derb gewesen war, und suchte wieder einzulenken.

„Herr Pfarrer, wir Schulmeister haben manchmal ein hartes Leben. Wir müssen bei allerlei Leuten in die Kost gehen und“ —

Der Großvater spuckte schon wieder, diesmal nicht in den Ofen, sonder stracks dawider, daß es noch lauter zischte. Seine Frau brachte den Spuckkasten und stellte ihn in die Nähe; aber die schwarzen Augen des Alten warfen ihr einen so grimmi-

gen Blick zu, als ob sie besser gethan hätte, es bleiben zu lassen.

„Letzten Winter war ich einmal bei Leuten," erzählte Mc Donnel weiter, ohne auf das Spucken zu achten, „die hatten ein altes, schlechtes Haus. Auf der Ostseite war die Küche und am Nordende der Küche ging es in eine kleine Schlafstube. Da mußte ich schlafen. Auf dem Bett war über dem aufgeschlitzten Strohsack nur noch ein Federbett und eine Decke. Im Stroh konnte ich nicht liegen; ich legte mich also, wie man es auch wollte, auf das Federbett, und deckte mich mit der einen dünnen Decke zu. Es war eine bitterkalte Nacht, und hat mich gefroren, daß ich nicht einschlafen konnte. Um Mitternacht dachte ich: ‚Was sollst du hier liegen und tot frieren? Steh doch lieber auf und springe draußen herum, daß du warm wirst.' Der Mond schien hell, und während ich noch überlegte, ob ich nicht besser aufstände, hörte ich in einer anderen Stube Gepolter. Einer von den großen Buben war aufgestanden, in der Meinung daß es bald Tag sein müsse, und machte jetzt in der Küche Feuer. Dann ging er, um etwas zu holen, durch

die Stube, wo seine Schwestern schliefen. Da war auch die Uhr. Die älteste Schwester war von dem Klappern am Ofen und dem Getrampel wacker geworden und sagte: ‚Ei Bill! guck doch einmal auf die Uhr.‘ Wahrhaftig! es war erst Ein Uhr. Er trollte wieder in seine Schlafstube und legte sich aufs Ohr. Ich aber zum Bett heraus und an den Küchenofen. Da blieb ich sitzen bis meine Knochen ordentlich durchgewärmt waren. Dann ging ich wieder ins Bett. Ich legte mich jetzt aber ins Stroh, und deckte mich mit dem Federbett zu. Es war freilich noch kalt genug, denn die Kälte kam jetzt von unten durch den Strohsack; aber ich schlief bald ein und merkte es nicht.“

Tante Haberkorn fragte‘ warum er die Decke nicht erst auf den Strohsack gelegt. Mc Donnel machte eine eigenthümlich schnellende Bewegung mit der Hand und brummte: “Fool!” Ob er Tante Haberkorn damit meinte, oder gar sich selbst, war nicht recht klar.

Jetzt stand der Pfarrer auf, um heim zu gehen. Das junge Volk war längst im Bett. Frau Petitjean hatte wenig auf das Erzählen geachtet. Die

Deborah war ihr im Sinn stecken geblieben. Sie konnte nicht begreifen, wie die junge Frau so lustig sein konnte, da ihr Mann, von dem sie seit Wochen nichts gehört hatte, vielleicht verwundet in einem Hospital lag, wenn er nicht gar erschlagen war. Wie stimmte damit zusammen das Rumpeltipump? Unbegreiflich!

Meine liebe Frau Petitjean, du hast wohl nicht daran gedacht, daß du und die Großmutter und die Tante Haberkorn die Kinder allein gelassen hattet, und daß Deborah sie euch von den Händen genommen, damit ihr würdevoll hören konntet, was der gelehrte Herr Mc Donnel zu erzählen hatte? Du hast es wohl gar nicht gemerkt, wie schon seit Wochen während du trübsinnig einhergingst, diese Deborah sich deiner Kinder angenommen hat? Du nicht, und sonst niemand. Und jetzt stellst du dir diese Deborah als eine sonderbare Frau vor, als ein herzloses Weib die ihren Mann vergessen hat? O nein!

Als Frau Petitjean, die, wie gesagt das alles nicht gemerkt hatte, zu Bett ging, kam sie an dem Schlafzimmer der Deborah vorbei. Dort brannte

noch Licht. Ein dünne Bretterwand, die große Ritze hatte, ließ Frau Petitjean hinein blicken. Da saß Deborah und las die alten Briefe ihres Dewalt, und die Thränen liefen ihr dabei in hellen Strömen über die Backen. Dann betrachtete sie das Bild in der Brustnadel und küßte es wiederholentlich. Jetzt kniete sie sich hin und betete und weinte, weinte und betete.

Frau Petitjean ging leise an ihr eigenes Bett und that — sie hatte es in ihren Leben noch wenig gethan — desgleichen.

VI.

Was ein gelehrter Schulmeister ist.

Schulmeister Mc Donnel, der dem Herrn Pfarrer allzugerne eine gute Meinung von sich beigebracht hätte, lud diesen an jenem Abend ein, doch einmal die Schule zu besuchen. Es kümmere sich doch sonst kein Mensch um die Schule, nicht einmal die Schulbehörde, die ihre Pflicht gethan zu haben meine, wenn sie aus drei oder vier Applikanten um die Lehrerstelle den angestellt hat, der es am billigsten thut.

Der Pfarrer lächelte freundlich und wollte es versprechen. Da fiel dem Schulmeister plötzlich ein, daß er wieder eine Dummheit begangen, indem er sich als den wohlfeilsten Lehrer hinstellte. „Aber wart," dachte McDonnel, „wenn er in die Schule kommt, soll er schon sehen, daß ich trotzdem ein Lehrer bin, wie er in ganz Deutschland keinen gesehen

hat. Das soll er sehen, der hochmütige Pfarrer, und sich verwundern.“

Das hat Pfarrer Jingling denn auch wirklich und wahrhaftig gesehen, als er eine Woche später die Schule besuchte.

„Erstes Lesebuch!“ brüllte der Lehrer.

Ein Dutzend Kinder kamen polternd aus den Bänken und setzten sich vorne hin.

„Aufgestanden!“ Alle standen auf.

„Im Chor! Lest!“

Alle: Ist — es — ein — Hund?
Es — ist — ein — Hund.
Es — ist — mein — Hund.
Der — Hund — ist — groß.
Ein — gro — ßer — Hund.“

Das Lied konnten die Kinder schon lange auswendig. Es wurde nicht gelesen, sondern gesungen, jede Silbe melodisch lang gezogen.

„Setzt euch!“

Knall! Da saßen sie. Er ließ einige Worte in demselben Singtone buchstabieren und rief: „Aufgestanden!“

Alle zugleich in die Höhe, wie eine lange Klappthüre.

„Eins!“ Das erste Kind ging.

„Zwei!“ Das zweite ging.

„Drei!“ Das dritte. Und so alle. Man wird sich erinnern, daß Krieg im Lande und das Drillen Mode war.

„Zweite Geographie!“

Das waren größere Schüler mit Büchern, fast wie Scheuerthore so groß und so flach. Die Fragen standen darin gedruckt und seine Majestät, der Lehrer, las:

„Welcher Strom fließt in den Golf von St. Lorenz?“

Alle zugleich: „St. Lorenz!“

Richtig. Das wußte er auch.

„In welchem Staat liegen die Weißen Berge? Du, Peter.“

„In New Hampshire.“

„Du, Fritz.“

„In New—New Hampshire.“

„Heinrich!“

„New Hampshire.“

„Falsch, sag' ich! Käthi!"

„Was war die Frage, Herr Lehrer?

„In welchem Staat die weißen Berge liegen?" rief jetzt McDonnel wütend.

„In New Hampshire."

„Falsch!!" brüllte er jetzt. „Marie!"

Das kleine Mädchen bebte an allen Gliedern.

„Heraus damit!" brüllte McDonnel wieder.

Sie sagte ganz verzagt: „New Hampshire."

„Falsch!!! In Vermont liegen sie, ihr" —

Das Wort blieb ihm in der Kehle stecken, denn er erinnerte sich des Pfarrers, an den er im Eifer nicht mehr gedacht hatte.

„Wo liegt Mt. Holyoke?"

„In Massachusetts," antworteten alle zugleich, während der Lehrer mit seiner langen Nase auf der Karte im breiten Buch peinlich lange darnach suchte. Als er es gefunden hatte, fragte noch einmal: „Wo?"

„Massachusetts!" schrie die ganze Klasse.

„Richtig."

Vor dem Pfarrer hatten die Kinder alle Respekt und verhielten sich leidlich ruhig. Er besah sich die

Schulstube. An der Decke oben hingen Hunderte von gekauten Papierpfropfen, welche die Kinder mit dem Finger hinaufgeschnellt hatten; dazwischen aber auch einige, die offenbar nicht von Papier waren, denn sie hatten eine verdächtig braune Farbe. Die Bänke waren mit allerlei Schnitzwerk verziert. Diese Figuren machten dem frommen Prediger viel Kopfzerbrechens, und ließen ihn, wenn er sie verstanden hat, einen tiefen Blick thun in die „Sünden der Jugend."

Warum besuchen Prediger so selten die Distriktschule? McDonnel hatte früher gemeint, der Herr Pfarrer könne bei ihm auf der Schulbank noch manches lernen; und er hatte recht. Es läßt sich da wahrlich vieles lernen, was ein Prediger des Evangeliums absolut wissen sollte. Seine Konfirmanden sind lang nicht die unschuldigen Kinder, wofür er sie gewöhnlich ansieht. Wollte Gott, sie wären es! Ist die Erkenntnis unserer Sünde und unseres Elendes das erste notwendige Stück, um zu dem einigen Troste im Leben und Sterben zu gelangen, so dürfen wir ja nicht vergessen, daß schon beim Kinde dieses Elend und diese Sünde da ist. Davon zeu-

gen laut unsere amerikanischen Schulbänke mit ihrem Schnitzwerk. Wohl dem Kinde, das einen Abscheu davor hat!

Pfarrer Jingling mußte nun noch eine Ansprache an die Kinder halten. Da war alles Aug und Ohr. Unser Hans schien den Pfarrer mitsammt der Rede verschlingen zu wollen, so gespannt hörte er zu. Nicht nur Aug und Ohr hatte er offen, sondern auch den Mund, und das weit. Pfarrer Jingling gab dem Lehrer die Hand und wünschte den Kindern einen guten Tag. Aus allen Kehlen wurde laut erwidert: „Guten Tag!" Dann ging er.

Indessen hatte McDonnel seinen Fehler in Bezug auf die Weißen Berge, durch einen Blick auf die Karte, gemerkt. Er schämte sich so, daß er, als der Pfarrer längst fort war, rot wurde bis in die Haarwurzeln. Dann tröstete er sich wieder mit dem Gedanken: „Was weiß der alte Mann aus Deutschland von der amerikanischen Geographie? Er hat es gewiß, ganz gewiß, gar nicht gemerkt."

McDonnel schien dazu in die Welt gekommen zu sein, sich fortwährend Blößen zu geben und sich nachher derselben bewußt zu werden und — sich zu

schämen. Er prahlte gerne bei Ungelehrten, hatte aber vor Gelehrten ein bebendes Herz und bereute einen Sprachfehler oder sonstigen Verstoß mehr, als die größte seiner Sünden.

Als der Tag zu Ende war und er die Kinder entlassen hatte, blieb McDonnel noch eine Weile in dem düster werdenden Schulhäuschen sitzen, die Ellenbogen auf das Pult gestützt und den Kopf mit beiden Händen haltend. Da trat ein fremder Mann ein. McDonnel blickte auf. Der Fremde hatte sonst nichts Auffälliges an sich, nur die Augen, die unstät hin und her blickten; graue, bohrende Augen, voll Tücke und Bosheit. Diese Augen bohrten sich tief und fest in das Gedächtniß des Schulmeisters, und das schon beim ersten Blick.

Der Mann fragte, ob nicht in der Gegend irgendwo Leute Namens Petitjean wohnten. „Nein, so weit ich weiß, nicht," gab McDonnel zur Antwort; und er hatte Recht. Denn wenn er auch zuweilen vor den Kindern ein Wort fallen ließ, als könne er Französisch, so konnte er es doch nicht. Zwei Worte nur waren ihm bekannt, nämlich "Oui" und "Monsieur." Monsieur sprach er aber immer so

aus: Monsir. Mit diesen zwei Wörtern hatte er aber schon manchem, der noch weniger wußte, großen Respekt eingeflößt, und die Leute sagten unter sich: „Der Schulmeister, das ist ein gelehrter Mann. Der kann Deutsch und Englisch und Französisch, und wer weiß wie viele Sprachen!“

Der Fremde fragte, ob denn vielleicht jemand Namens Littlejohn in der Nähe wohne.

„Littlejohn? Ihr werdet die Kleinhanses meinen, he? Kommt mit, ich bin jetzt dort in der Kost.“

Er schloß das Schulhäuschen ab und sie gingen. Als sie auf dem Wege waren, fragte McDonnel den Fremden, wie im Scherz, ob er wisse in welchem Staat die weißen Berge liegen. Zu seinem Troste wußte der Fremde es nicht.

VII.

Wie man Bäume fällt, oder auch nicht.

Schnee war gefallen, und die Haberkorns, Vater und Sohn, gingen in den Wald „Sägeblöcke" zu schneiden. Philipp Haberkorn war ein kurzer, breitschultriger Mann, mit großen, starken Händen. Man erzählte Wunderdinge, die er als Kraftproben geleistet haben sollte. Wer ein wildes Füllen hatte, das er selbst nicht bändigen konnte, der brachte es zu diesem Pferdefreund. Der hat es zahm gemacht. Man sagte, wenn Pilipp Haberkorn ein Pferd am Gebiß faßt, so kann es nicht muckſen und steht, wie ein Lamm. Drei Männer wollten einmal eine extra große Eisenbahnschwelle aufladen und konnten es nicht packen. Da kam Haberkorn dazu und jagte sie alle drei fort. Dann nahm er allein die Schwelle und legte sie, ohne zu schnaufen oder zu keuchen, auf den Wagen. Das und noch mehr habe ich in meiner Jugend von Philipp Haberkorn erzählen hören.

Sein Sohn Philipp war auch groß und stark für sein Alter, nur schlug er mehr in das Kleinhans Geschlecht, und war länger und schmaler als sein Vater.

Philipp Haberkorn, der Vater, war schon zweimal als Soldat gezogen worden; er hatte sich aber jedesmal losgekauft. Die Leute nannten ihn Copperhead, weil er für die Neger nichts übrig hatte. Er behauptete steif und fest, der Neger habe keine Seele, nicht mehr als ein Pferd oder eine Kuh. In einer Beziehung war es auch gut, daß er ein Copperhead war; so war doch jemand da, der die große Familie ernährte, die Weiber und Kinder solcher, die im Krieg waren. Das wäre eine schöne Weiberwirthschaft gewesen bei dem alten Kleinhans, wenn Philipp Haberkorn es gemacht hätte, wie Doktor Petitjean.—Jeden Samstag durfte Hans mit in den Busch. Seitdem der fremde Mann dort gewesen war, hatte seine Mutter fast keine frohe Stunde mehr. Sie war wie ein gescheuchtes Reh. Sie pflegte plötzlich aufzufahren und zu horchen, als befürchtete sie unversehens von einem Feinde überfallen zu werden. Deborah versuchte durch freundliches Geplau-

der oder durch Gesang ihr die Grillen zu vertreiben. Fromm sprechen oder trösten konnte Deborah nicht, es war ihr nicht gegeben. Statt dessen sang sie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," oder, „Befiehl du deine Wege." So suchte sie, ohne die Absicht merken zu lassen, ihrer Tante Luise Trost einzuflößen. Es schlug aber nicht an. Die Umstände waren bei beiden aber auch sehr verschieden. Frau Petitjean wußte ja gar nicht, was aus ihrem Mann geworden war, ja es war ihr, seit der Fremde dort gewesen, sehr zweifelhaft, daß ihr Mann im Kriege sein konnte. Deborah hingegen wußte, wo Dewalt war, und sie hatte eine hoffnungsreiche Ahnung, daß Gott ihn dort behüten und endlich wieder heimführen würde; vielleicht als Krüppel, oder krank, aber sie wollte ihn dann pflegen und bald wieder in die Reihe bringen. Im Geist malte sie sich oft und lange die Freude des Wiedersehns und lächelte dann so heimlich dazu. Bei Frau Petitjean fanden keine solche Hoffnungen und Gefühle Raum. Das alles kümmerte unseren Hans wenig; er bemerkte den Kummer kaum. Er hatte mit Schule und Wald und sonstigem Zeitvertreib Kurzweil genug.

Den ersten Samstag schon, wo Hans mit dabei war, sollte eine mächtige Eiche gefällt werden. Der Schulmeister bot seine Hülfe an. Diese wurde angenommen. Er bot auch seinen Rat an. Den wollte man zuerst nicht annehmen. Er hatte nämlich den ungemein klugen Einfall, man thäte besser, die fünfthalb Fuß dicke Eiche, die mit ihrer riesigen Krone stolz und kerzengerade dastand, von vier Seiten zugleich einzuhacken. Er demonstrirte die Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens als gelehrter Schulmeister, der Deutsch und Englisch und Französisch und noch wer weiß wie viele Sprachen konnte, so schön und deutlich, daß man endlich nachgeben mußte. Es wurde noch ein Nachbar geholt und das Werk also mit Freuden angegriffen.

Der Herr Schulmeister war auch Musiker. Er konnte zwei Lieder, zwei wenigstens, auf der Geige spielen und auch die Worte dazu singen. Das eine war das schöne geistliche Lied, welches damals in gewissen Kreisen viel gesungen wurde:

Mer gehe fort,
Mer sin bald dort,
Glori Halleluja.

Das andre war weniger geistlich. Es wurde darin ein gewisser Augustin angesungen und ihm hundert- und tausendmal zu verstehen gegeben, daß alles hin ist; der Schulmeister wenigstens hat es ihm hundert- und tausendmal gesagt, denn er sang dieses Lied fast jeden Abend. Er konnte dabei seine Rührung kaum verbergen, und manche Leute behaupteten, sie hätten ihn wirklich weinen sehen, besonders bei der Zeile: „Das Geld ist dahin." Man munkelte so etwas, als müsse McDonnel einmal reich gewesen sein. Durch das Trinken habe er wahrscheinlich alles verloren. Das konnte aber kein Mensch beweisen. In dieser Gegend hatte ihn niemand je einen Tropfen geistiger Getränke trinken sehen. Er war für seine Person ein strenger Enthaltsamkeitsmann.

Aber Musiker war er, das mußte man ihm lassen. Er hat viel Musik gemacht. Hatte kein Mensch ihn je etwas anders als jene zwei Lieder spielen und singen hören, so konnte doch auch kein Mensch behaupten, daß er diese nicht oft genug gespielt und gesungen hat. Ja, wenn er nur gewollt

hätte, wer weiß was er noch alles hätte spielen können!

Ich wiederhole es, Friedrich McDonnel war ein Musiker. Darum setzte er es jetzt auch durch, daß die Aexte in regelmäßigem Takte geschwungen wurden. Hans sah zu, wie die vier Aexte um den Baum blinkten; und hörte zu, wie die Aexte und der zu jedem Hieb krächzende Schulmeister so schön Takt hielten. Endlich wurde er fortgewarnt und lief eine Strecke in den Wald, denn der Baum mußte bald fallen. Als aber der Stamm, kegelförmig eingehauen, beinahe ab war, fing der Baum an langsam zu kreisen. Erstarrung! Die vier Männer standen gebannt. Sie wollten laufen und wußten nicht wohin. Bewegungslos schauten sie mit zurückgebogenem Kopfe in die Höhe nach der Krone, um zu errathen, wohin der Baum fallen möchte. Endlich neigte er sich ein wenig nach einer Seite. Sie ließen die Aexte fallen und liefen, die Seele in der Hand, den entgegengesetzten Weg in den Wald. Die Eiche fiel gegen eine andere, rutschte vom Stumpf ab, und schloß mit dem dicken Ende ihnen nach: „Wart', ich krieg euch!" Der Schulmei-

ster purzelte kopfüber und that einen lauten Schrei. Aber gekriegt hat ihn die Eiche doch nicht. Sie kamen alle mit heiler Haut davon; mit heiler Haut, aber nicht alle mit heilen Hosen. Denn beim Purzeln hatte seine Schulmeistermajestät den knotigen Ast nicht gemerkt, der am Boden lag und es gerade auf ihn abgesehen hatte.

Ende gut, alles gut. Der Baum wurde jetzt in 16 Fuß lange Blöcke gesägt, und Hans, der das Sägen mit der Zeit langweilig fand, konnte sich anderweitig im Wald umsehen. Er besah sich die Spuren der wilden Tiere und lernte sie bald nach Anweisung seines Vetters Philipp unterscheiden. Er beobachtete die Eichhörnchen, wie sie den Schnee aufscharrten und die Nüsse, welche sie im Herbst in die feuchten Blätter versteckt hatten, um die Schale zu lockern, jetzt wieder herausholten und in hohle Bäume trugen. Später wurde einmal solch ein hohler Baum umgehauen, der anderthalb Peck schöner, weißer Nüsse enthielt. Ein andermal hatte der Hund seines Onkels eine seltsame Spur verfolgt bis zu einem hohlen Baum. Bei diesem Baum blieb er stehen und bellte so lang, bis Philpp und

Hans, und der Bruder Philips, ein großer, aber schwachsinniger Mann, Eli mit Namen, hingingen. Philipp nahm eine Gerte, steckte sie in die Höhlung des Baumes hinauf und drehte, bis sie das Fell des Tiers faßte. Dann zog er es heraus. Es war ein kurzbeiniges. schwarzes Tier, mit einem weißen Streifen dem Rücken entlang, spitzer Schnauze und buschigem Schwanz. „Mach', daß du fort kommst!" sagte Philipp zu Hans. Der Hund fiel darüber her. Eli führte dazu einen Kriegstanz auf. Der Hund schüttelte das Tier, dann lief er fort und wälzte sich und pflügte mit der Schnauze im Schnee. Dann packte er wieder an, schüttelte es und schleuderte es fort, um sich abermals zu wälzen und den Schnee zu pflügen. Dies trieb er so lange, bis das Thier tot war. Als die Jäger nach Hause kamen wurden sie ohne Gnade wieder aus der Küche hinaus gejagt, in welche sie eingedrungen waren. Sie mußten draußen im Holzschuppen erst andere Kleider anziehen. Die abgelegten wurden aufgehängt um auszulüften. Wäre der Boden nicht zu hart gefroren gewesen, dann hätten sie ihre Kleider auf acht Tage vergraben müssen. So aber muß-

ten dieselben mehrere Wochen im Winde flattern und waren nachher doch noch nicht ganz von dem edlen Geruch des Waldmeizchens frei.

Der schwachsinnige Eli, den wir hier zum ersten Mal genannt haben, war das älteste Kind der Frau Haberkorn. Sie war Witwe, als Haberkorn sie ehelichte und hatte damals nur dieses eine Kind, welches nie seinen vollen Verstand gehabt hatte. Es hieß in der Umgegend Eli Haberkorn, aber sein eigentlicher Name war Eli Schulz. Dieser Eli war ein harmloses Wesen. Er lachte fast immerzu. Er arbeitete auch mit, wenn er wollte; wenn nicht, dann konnten keine zehn Mann ihn dazu bringen. Sein Stiefvater hatte es zuerst erzwingen wollen und ihn einmal halbtot geschlagen. Das schien ihm ungeheuer Spaß zu machen, denn er schrie und lachte durcheinander. Seitdem hatte man es mit Güte versucht, und das half — wenn es half. Er wollte den Hans immer mit in den Busch haben, aber Hans ging ihm aus dem Wege. Das ewige Lachen war doch etwas zu unheimlich.

Wenn Philipp dabei war, dann ging der Hans mit. Er war gern im Walde. Das Halbdunkel und die tiefe Stille, oder das Rauschen des Windes oben in den Wipfeln war gar zu schauerlich und feierlich und senkte sich tief in sein Gemüt.

VIII.

Wo ist Doktor Petitjean?

In Summit County, Ohio, wohnte damals ein Mann, namens Snyder, und wohnt vielleicht heute noch dort, wenn er noch lebt. Der wäre gar zu gern Soldat geworden, aber er wurde nicht angenommen, denn er hatte keine Zähne. Er hatte in seinem Leben nie einen Zahn gehabt. Was thut er? Er geht nach Cleveland und läßt sich ein künstliches Gebiß einsetzen. Damals kosteten solche Gebisse 50 bis 100 Dollars. So schmuggelte er sich durch und ward Soldat.

Das war einer der mit Betrug Soldat wurde. Dafür sind ihrer Hunderte mit Betrug dem Soldatenleben entronnen. Es gab damals Aerzte, welche den zum Kriegsdienst Gezogenen zu allerlei Krankheiten verhalfen. Große Kröpfe, geschwollene, gelähmte oder steife Glieder, oder dieses oder jenes Gebreste brachte der Arzt mit seinen Heil,- oder viel-

mehr Unheilmitteln, ihnen bei. Ließen sie sich dann bei dem Militärarzt untersuchen, so kamen sie frei — oder auch nicht; denn der Betrug wurde oft entdeckt.

Der fremde Mann, den Mc Donnel bei Kleinhanses eingeführt hatte, war von Cleveland. Er fragte, ob sie wüßten, wo Doktor Petijean sich aufhielte. Im Krieg sei er, sagte Frau Petitjean, und erzählte, wie er eine Kommission als Regimentsarzt vom Gouverneur erhalten und sich zum Kriegsschauplatz begeben hätte.

Der Mann verlangte Frau Petitjean alleine sprechen zu dürfen. Sie traten mit einander bei Seite und konferierten im Flüstertone. Frau Petitjean mußte irgendwie den Mann gereizt haben, denn er sagte jetzt laut, daß alle es hören sollten: Ihr Mann ist nicht im Krieg und Sie wissen es. Er hat vom Gouverneur keine Kommission erhalten, und Sie lügen mir was vor."

Das war dem Großvater zu viel. Er wollte Hand an den Mann legen und ihn zur Thüre hinausschmeißen. Da zog er aus der Tasche einen

Verhaftsbefehl, zeigte ihn dem alten Kleinhans und sagte: „Wißt ihr, was das ist?“

Freilich wußte er es, hatte er doch damals, als er Friedensrichter war, selbst einen Verhaftsbefehl ausgeschrieben, oder, genauer gesagt, von Deborah, aus einem großen Buch, ausschreiben lassen.

„Wißt ihr auch,“ fragte der Fremde, „was die Folgen sein werden, wenn ihr den Lauf des Gesetzes hindert?“

Großvater Kleinhans erklärte nun, wie sie alle im Wahn gewesen, sein Sohn sei im Krieg. Sie hätten sich allerdings nicht erklären können, warum er nichts von sich hören lasse, und warum er seiner Frau kein Geld schicke. „Was hat er denn verbrochen?“

„Schwindel!“ antwortete der Fremde und erzählte, daß er Kröpfe, geschwollene Glieder und dergleichen gemacht, um Leute frei zu bringen vom Kriegsdienst. Hämisch fragte der Fremde beim Weggehen, und blinzelte dazu, ob Frau Petitjean etwa mit Fräulein Leroy bekannt sei.

„Nein,“ sagte sie und warf dem Mann einen wehmütig fragenden Blick zu.

„Ihr seid hinters Licht geführt, meine lieben Leute. Das ist alles was ich zu sagen habe. Adje.“

Einige Tage nach diesem Vorfall waren Frau Petitjean und der Großvater in dessen Stube allein, aber nicht zufällig allein, die alte Mutter ging absichtlich hinaus, um die beiden allein zu lassen. Da wollte der Großvater näheres wissen über den Verhaftsbefehl. Sie sprach die Befürchtung aus, daß ihr Mann durchgebrannt sei und sich nie wieder um seine Familie kümmern werde.

„Dummheit!“ sagte der Großvater. „Er ist im Krieg, daran zweifle ich nicht mehr. Es steckt aber noch etwas Anderes dahinter, das ich nicht herausbringen kann. Entweder kann er dir nicht schreiben, weil er gefangen liegt; oder er will Dir nicht schreiben, damit man nicht entdeckt, wo er ist. In diesem Fall hat er gewiß seinen Namen verändert. Hast Du auch, ehe Du von Cleveland weggereist bist, auf der Post Anzeige gemacht und Deine jetzige Adresse angegeben?“

„Nein!“ sagte sie, und es schien ihr plötzlich ein Licht aufzugehen. „Der Mann, der neulich hier

war, wollte auch haben, ich sollte ein Papier unterschreiben; dann sollte meinem Mann nichts geschehen."

„Was war das für ein Papier?"

„Ja, wenn ich das wüßte!"

„Hast Du's nicht angesehen?

„Das schon; ich hab's in der Hand gehabt. Es stand etwas drauf von 'Attorney' und 'full power' glaub' ich, oder so etwas."

Großvater Kleinhans schüttelte den Kopf und sagte, er wolle einmal nach Cleveland schreiben. Seine Schwiegertochter verließ jetzt die Stube; er aber saß noch eine lange Zeit und sann nach: „Eine Vollmacht! hm, hm!. Und ein Verhaftsbefehl!" Die Pfeife qualmte abscheulich. Plötzlich fuhr er auf und rief: „Aha! jetzt kenn ich dich, du Schurke!"

Er setzte sich an den Tisch, um einen Brief zu schreiben an den Postmeister in Cleveland, was viel Zeit und Kopfzerbrechens erforderte; denn er war kein „verpfuschter Student." Er hatte die Axt führen gelernt, und nicht die Feder.

„Deborah! komm einmal her!" rief er in die Küche. Sie kam, und innerhalb einer Stunde war der Brief fertig.

IX.

Die Wahrsagerin.

Pfarrer Jingling entdeckte bei vielen seiner Gemeindeglieder etwas, das ihm viel Herzweh bereitete, und das war Aberglaube.

Vieh und Leute wurden gesegnet, das heißt, man glaubte durch Sympathie, oder, wie man es hier nannte, das Brauchen, allerlei Seuchen und Krankheiten heilen zu können. Ein alter Mann oder ein altes Weib strich mit der Hand über die kranke Stelle und murmelte zugleich einen geheimen, fürchterlichen Zauberspruch, wie der folgende:

Heile, heile Kraut und Speck!
Bis morgen früh ist alles weg.
Heile, heile Blitz und Blut!
Bis morgen früh ist alles gut.

Diese heilsamen Verse waren nur wenigen Eingeweihten bekannt und vererbten sich, indem der alte Mann oder das alte Weib auf dem Sterbebett sie

dem Sohn oder der Tochter offenbarten. Diesen Zauberſprüchen wurde mehr Vertrauen geſchenkt, als dem geſchickteſten Arzte.

Die Leute dieſer Gegend glaubten ferner auch an Hexerei, Wahrſagen, Kartenſchlagen, Ahnungen, Träume und dergleichen. Spinnen, Kröten, Schlangen, Unglückseier, Eulen und Totenuhren (eine Art Holzwurm) ſpielten auch eine große Rolle. So auch der Mond, beſonders beim Pflanzen und Säen. Der Flachs wurde bei zunehmendem Lichte geſät, damit er recht lang würde; die Kartoffeln dagegen bei abnehmendem Licht, anders wären ſie zu ſehr ins Kraut geſchoſſen.

Solcher Hokuspokus war den Leuten viel wichtiger als das Beten. Nach dem Sympathie- oder Hexendoktor wurde ſofort geſchickt, während der Paſtor es nur zufällig oder gar nicht erfuhr, wenn jemand krank war. Kam er dann zu einem kranken Gliede, ſo fand er oft den Zauberer vor. Er konnte dann nicht umhin, er mußte gegen ſolch unchriſtliche Gebräuche Zeugnis ablegen. Das trug ihm bei manchen Gemeindegliedern großen Haß ein.

Einige Meilen von der Kirche wohnte am

Rande eines großen Waldes ein altes Weib, die weit und breit bekannt war als Wahrsagerin. Sie hieß, oder nannte sich, Madame Leroy.

In den großen Städten gibt es ja heute noch viele dieser Teufelsdienerinnen, die sich Hellseher betiteln und dummen Menschen ihr Geld ablocken. Junge Leute sind es meist, die ihnen in die Hände fallen; und viele fallen ihnen in die Hände aller Aufklärung des „Neunzehnten Jahrhunderts" zum Trotz. Denn von Aufklärung allein kann der Mensch nicht leben, er will auch etwas glauben, auf etwas sein Vertrauen setzen. Hat er nun keinen gründlichen Religionsunterricht gehabt, und hat er keinen Heiland und Seligmacher kennen gelernt, so ist er übel daran. Glaubt er nicht, daß der Schöpfer Himmels und der Erden um Christi willen sein Gott und Vater ist, was soll er dann glauben? Einen Gott muß er haben; haben etwas, worauf er vertrauen kann. So macht oder sucht er sich denn Abgötter. Er setzt dann wohl gar sein Vertrauen auf ein altes, häßliches Weib.

Alt und häßlich war Madame Leroy, das konnte ihr niemand abstreiten. Je älter und je häß-

licher, desto besser die Wahrsagerin allemal. „Binde eine Kröte um das Bein, bis sie verfault," war das Recept, das dort einmal einem gegeben wurde, der ein wehes Bein hatte. Das hilft. Warum? Weil es ein widerliches, häßliches Tier ist.

Traurig ist es, wenn auch solche, die es besser wissen könnten, wenn solche, die sich Christen nennen, zu einer Wahrsagerin ihre Zuflucht nehmen.

Ein Aeltester— ich würde nicht wagen es zu erzählen von einem Kirchenältesten, wenn ich nicht selbst den Mann gekannt hätte — ein Aeltester dieser Gemeinde hatte das gethan. Sein Schwager war gestorben und einige Monate später die Schwägerin. Ein lockiges, helläugiges Söhnchen von drei Jahren hatten sie hinterlassen. Aeltester Wehmoyer hatte der sterbenden Mutter versprochen sich dieses Kindleins väterlich anzunehmen. Er wollte, oder wollte auch nicht, das Knäblein annehmen an Kindesstatt. Würde er später mit dem Kinde „Glück" haben? Das war die Frage. Gott kann doch nicht von mir verlangen, daß ich ein dreijähriges Waisenkind aufnehme, wenn ich später kein „Glück" damit haben werde. O nein!

Das will er also wissen, ob er Glück damit haben wird. Wie kann er das erfahren? Sehr leicht. Er geht zu Madame Leroy.

Wahrsager sind pfiffige Leute. Als er der Madame diese hochpeinliche Frage vorlegte, wußte sie schon gleich, was sie antworten würde, denn sie dachte ganz richtig: „Warum kommt er noch zu mir, wenn er das Kind wirklich annehmen will? Er möchte es gerne los sein, das ist was er gerne möchte."

Sie holte aber die Karten, fettige, schmutzige Spielkarten, machte ein ernstes Gesicht, schüttelte ab und zu den Kopf, stierte lange schweigend ins Blaue, schaute wieder in die Karten und sagte endlich: „Herr Wehmoyer, 's thut mir leid euch sagen zu müssen, daß aus dem Kind später ein Nichtsnutz wird. Weiter will ich nichts sagen."

Weiter wollte Wehmoyer auch nichts wissen. Er ging nach Hause und erzählte mit bedauerlicher Miene, aber frohem Herzen seiner nicht weniger abergläubischen Frau die unheilvolle Weissagung. Das Kind wurde natürlich nicht angenommen an Kindesstatt.

Als Fritz McDonnel, der verschrobene Lehrer, dieses hörte, gingen ihm vor Zorn die Augen über. So beschränkt, wie er war, er glaubte an keine Wahrsager, und erst recht an keine Wahrsagerinnen. Denselben Abend noch ging er zu Madame Leroy und hielt ihr eine Predigt, daß die Balken im Hause davon bebten. Er schien überhaupt die Madame nicht schlecht zu kennen.

Bei dem Pfarrer machte er die Anzeige, wie sich sein Aeltester benehme, und bat ihn, er möchte sich des armen Würmlein's erbarmen. Der Pfarrer konnte die Weichherzigkeit des Schulmeisters gar nicht begreifen. Das hatte er in dieser rauhen Schale gar nicht vermutet.

Ein großer Kinderfreund war Fritz McDonnel; hätte selbst gern das lockige, helläugige Knäblein angenommen an Kindesstatt. War er aber nicht selbst, alt und groß wie er war, ein Kind? und noch dazu ein heimatloses? O wie wünschte er sich jetzt eine Heimat! Dann hätte er den Kleinen zu sich genommen, und hätte nicht gefragt: „Werde ich Glück damit haben?“

Pfarrer Jingling nahm das Knäblein zu sich

ins Haus. Dem Aeltesten aber sagte er scharf die Meinung. Dieser spuckte Gift und Galle. Diese Unverschämtheit! daß der Pfaff es wagte ihn, den reichen Herrn Wehmoyer, zu ermahnen!

„Warum den Aeltesten nicht absetzen?“ frägt der Leser. Leicht gesagt; aber wo einen weniger abergläubischen hernehmen? Waren doch die Leute dieser Gegend alle so! Großvater Kleinhans? Der auch. Er war auch so wie so schon Aeltester. Er scheute sich zwar vor dem Pfarrer und hielt mit seiner Meinung an sich, aber verkehrte Ansichten hatte er auch.

X.

Drei Leute besuchen die Wahrsagerin.

Zum besten der zu Felde gezogenen Krieger fand jede Woche ein- oder zweimal abends eine Zusammenkunft der Mädchen und Frauen statt. Ihr Hauptgeschäft bestand darin Leinwand zu zupfen (Charpie), welche auf den Kriegsschauplatz gesendet wurde. Damit wurden die Verwundeten verbunden.

Nein, das Hauptgeschäft war das nicht. Das Hauptgeschäft war Schwatzen und Klatschen. Der Krieg gab natürlich den meisten Stoff dazu. Wenn man diese guten Frauen hörte, so konnte es einem nur leid thun, daß man an Grants oder Shermans Stelle nicht die eine oder andere von ihnen einsetzte, so viel besser hätten sie es machen können. Diese wichtigen Geheimnisse der Feldherrnkunst hatten sie aber nur den Männern abgelauscht. Denn es gab damals manchen Feigling, der zu Hause

hinter dem Ofen weit mehr vom Kriegshandwerk verstand, als der beste General.

Bei diesen Zusammenkünften wurde Frau Doktor Petitjean mit verschiedenen bejahrten Tanten bekannt, welche großes Mitleid mit ihr bekundeten. Sie brachten die arme Frau endlich so weit, daß sie einwilligte, die Wahrsagerin zu besuchen. Ja, auch sie. Es thut einem weh, es sagen zu müssen, aber die Wahrheit muß heraus.

An einem mondhellen Abend übergab sie ihren kleinen Franz der Deborah, legte einen Schawl um und machte sich, ohne ihre Absicht kund zu geben, auf den Weg.

Sie begegnete dem Lehrer, der sie freundlich grüßte und fragte: „Wohin?“ Sie wolle nur einen Besuch abstatten. Ob er sie begleiten solle? Nein.

Aber begleitet hat er sie doch — von ferne. Sie huschte, wie ein Gespenst, die Straße entlang. Es war ein weiter Gang. Es war auch ein schauriger Gang. Ihr war nicht wohl dabei. Fritz McDonnel konnte kaum in weiter Entfernung nachkommen, so schnell lief sie. Er vermutete, wo sie hinwollte, und ging deshalb quer über Feld, um ihr

zuvor zu kommen. Sie mußte, wenn seine Vermutung richtig war, am nächsten Kreuzweg links abbiegen. Er hatte kaum die andere Straße erreicht und sich still hinter einem Baum versteckt, da kam sie schon vorbeigeeilt. Er wartete eine Weile und lief dann, ohne sich weiter zu bekümmern, gerade aus nach Madame Leroys Wohnung. Kaum hatte er sich hinter dem Hause an ein Fenster gestellt, da hörte er Tritte kommen und stellte sich schnell hinter einen Baum, von wo er die Thüre übersehen konnte. Was? Jetzt erst kam Frau Petitjean und klopfte an die Thür. Er war also irgendwie ihr zuvorgekommen. Sie hatte sich im Wald im Schattendunkel niedergesetzt, um zu verschnaufen. Derweilen war er, ohne sie wahrzunehmen, vorüber gegangen; aber sie hatte ihn wahrgenommen und war nahe daran wieder umzukehren. Das Haus war aber so nah, sie raffte sich noch einmal auf und eilte hin.

Jetzt war sie da drinnen bei dem häßlichen Weibe. „Ihr wollt wohl wissen, was aus eurem Manne geworden ist?“ war die verblüffende Anrede der Leroy.

„Woher kennen Sie mich?“ fragte überrascht Frau Petitjean.

Diese Schleicherin hatte Frau Petitjean schon mehrmals gesehen und kannte sie recht wohl. Ueberdies hatte eine von den Linnenzupfern schon den Vorboten gespielt. „Ich habe euch im Geiste kommen sehen,“ sagte sie und log es.

„Nun, wo ist denn mein Mann?“

„Wir wollen sehen,“ sagte die Wahrsagerin und holte ihre schmutzigen Karten. Das Resultat einer langen Kartenschau lautete: „In Canada.“

Während dieses im Hause geschah, geschah draußen vor dem Hause etwas anderes. Fritz Mc Donnel wollte soeben wieder an das Fenster gehen, da hörte er abermals Tritte, leise. Eine Mannesgestalt kam herangeschlichen und kuckte durch das Schlüsselloch. Wer konnte es sein. Der Schulmeister getraute sich kaum zu atmen. Sein Blick fixierte die Gestalt, der Mann kam ihm bekannt vor, aber er konnte sich doch nicht auf die Person besinnen.

Endlich huschte der Mann plötzlich auf die Seite und hinter das Haus. Die Thür ging auf.

Frau Petitjean trat heraus und blickte scheu um sich. Dann lief sie mit Windeseile davon.

Jetzt kam der Mann wieder zum Vorschein und trat in das Haus. Wer jetzt aber zum Schlüsselloch hineinkuckte, das war Fritz McDonnel, der zwar Deutsch und Englisch und Französisch und wer weiß wie viele Sprachen konnte, aber dieses Rätsel lösen, das konnte er nicht. Er legte sein Ohr an das Schlüsselloch und strengte sich an etwas von dem Gespräch aufzufangen, aber es gelang ihm nicht.

Die Nacht war kalt. Er trat einige Schritte zurück, ganz sachte; dann ging er wieder mit schwerem Tritt an die Thüre, räusperte sich, klopfte an und trat ein. Jetzt kannte er seinen Mann. Diese tückischen Augen hatte er schon einmal gesehen. Es war der Mann, der damals im Schulhause zu ihm gekommen war.

Madame Leroy warf finstere Blicke auf den Schulmeister. Er kehrte sich nicht daran, sondern setzte sich an den Ofen und sagte kein Wort; aber seine herausgepreßte Unterlippe sagte um so deutlicher: „Ich bin der gelehrte Schulmeister, Herr

Friedrich McDonnel, welchen zu reizen euch schlecht bekommen könnte.“

Der Fremde nahm seinen Hut und einen Schnappsack, der in der Ecke stand, und entfernte sich.

Sobald er draußen war, thaute Fritz McDonnel auf und sagte der Leroy betreffs Frau Petitjean einige ziemlich derbe Wahrheiten. „Du willst die wohl auch unglücklich machen? Hast du nicht schon genug auf dem Gewissen? Du wirst noch ein Ende nehmen mit Schrecken.“ Das und noch manches, das hier nicht wiederzugeben ist, sagte er, stand auf und ging.

XI.

Eine unfreundliche Nacht.

Etwa acht Tage nach diesen Vorgängen saßen der Pfarrer und der Schulmeister wieder einmal bei Großvater Kleinhans in der Stube. Die Frauen waren auch alle da. Es war ein stürmischer Abend ausgangs Februar, 1864. Der Ofen röchelte, die Fenster klirrten, der Wind tobte um den heulenden Giebel, und eine halb abgerissene hölzerne Dachrinne schlug die Trommel dazu. Onkel Philipp war in das nahe gelegene Städtchen gefahren und wurde jeden Augenblick erwartet. Im Hause selbst war es so still, daß man, wie die Großmutter meinte, Hafer säen konnte; das heißt es wurde nichts gesprochen.

Der Schulmeister warf von Zeit zu Zeit solche vielsagenden und unheimlichen Blicke auf Frau Petitjean, daß sie es nicht mehr ausstehen konnte und sich deshalb in die Küche zu den Kindern flüchtete, und zwar in demselben Augenblick, wo Eli ganz ver-

stört und wild von draußen herein kam und behauptete, er hätte ein Gespenst gesehen.

Sobald Frau Petitjean die Thür hinter sich zugemacht hatte, zog McDonnel die Augenbrauen hoch vor Verwunderung und blickte nickend auf den Pfarrer, als wollte er sagen: „Ich weiß, warum die sich aus dem Staube macht!“ Dann schaute er sich um nach den übrigen Frauen. Da traf ihn der strafende Blick der Frau Haberkorn, die mit weiblichem Scharfsinn das ganze Spiel beobachtet hatte, jetzt aber aufstand und auch in die Küche ging. Jetzt blickte McDonnel nickend auf den Großvater, und der Großvater — spuckte. Er konnte McDonnel nicht leiden. McDonnel aber setzte sich jetzt stramm und machte seine Unterlippe dick.

Deborah flüsterte der Großmutter etwas ins Ohr. Weil der Wind aber so lärmte, konnte die Großmutter kein Wort verstehen. Deborah wiederholte einigemal das Gesagte, jedes Mal lauter, bis nicht nur die Großmutter, sondern auch das im Auffangen geübte Ohr des Schulmeisters die Worte hörte: „Der Schulmeister ist bös!“ Da drehte sich McDonnel um und sah die Deborah mit so dicken

Lippen und solch feurigen Augen an, daß auch sie aufstand und in die Küche ging. Da fuhr der alte Kleinhans von seinem Stuhle auf und schrie „Was hast du mit den Weibsleuten?

Weiter kam er nicht, denn der Pfarrer legte sich ins Mittel und drückte — der Wind heulte fürchterlich — den Greis sanft in den Stuhl zurück.

Der Großvater hatte schon lange gemerkt, daß McDonnel gerne, wenn er sich ungesehen glaubte, die einzelnen Glieder der Familie musterte, aber vor allen die Großmutter. Von dieser hing auch ein altes Bild an der Wand. Als es gemalt wurde, mochte sie etwa 18 Jahr zählen. Neben ihr auf demselben Bild war noch ein Mädchen von etwa demselben Alter. Dieses Bild pflegte McDonnel oft zu betrachten.

„Wißt Ihr wer das ist?“ fragte ihn eines Tages die Großmutter.

„Ich denk ihr seid's, gelt?“

„Welche von beiden?“

„Die da.“

„Ja; und die andere ist meine Schwester.“

„Lebt sie noch?“

„Ich weiß es nicht; ich hab' sie schon seit vierzig Jahren nicht mehr gesehen. Wenn sie noch lebt, dann wird sie noch in Northhampton Co. wohnen, in Pennsylvanien.“

Der Schulmeister wischte sich unbegreiflicher Weise eine Thräne aus dem Auge mit dem Rockärmel. „Er muß doch ein weiches Herz haben, daß er über so etwas greint,“ dachte die Großmutter.

Ferner war er auch mehr bei Haberkorns im Haus, als bei anderen Leuten, als wenn dasselbe seine Heimat wäre. Er schien sich da nur zu gut zu Hause zu fühlen, und dazu hatte er kein Recht. Weil er sich aber überall nützlich zu machen suchte, z. B. beim Bäumefällen, so ließ man ihn gewähren. Er hatte aber ein geheimnisvolles Wesen, das dem Großvater mit jedem Tag weniger gefiel. Sein sonderbares Betragen an diesem Abend hatte den alten Mann, nicht ohne Grund, in Zorn versetzt.

Die Dachrinne trommelte, der Wind heulte und die Fenster klirrten und klapperten jetzt so laut, daß man in der Stube sein eigenes Wort nicht hören

konnte. Mit diesem letzten Stoß schien jedoch die Gewalt des Windes gebrochen zu sein. Da trat Onkel Philipp aus der Küche in die Stube und mit ihm alle übrigen Bewohner des Hauses, außer dem kleinen Franz, der schon schlief. Er brachte zwei Briefe, der Onkel Philipp, beide für den Großvater. Alle waren neugierig auf den Inhalt derselben. Der Pfarrer wurde gebeten sie zu lesen.

Er öffnete den einen, ließ seinen Blick flüchtig darüber hinstreifen, sah nach der Unterschrift, schüttelte den Kopf und sagte: „Der ist vom Doktor."

Die Spannung war fast peinlich. Frau Petitjean wollte in Ohnmacht fallen. Deborah sprang in die Küche und holte Wasser. Hans klatschte in die Hände und hüpfte und sprang wie toll in der Stube umher, bis Onkel Philipp ihn zu fassen kriegte und ihn zwischen die Kniee klemmte. Eli wollte wieder seinen Kriegstanz aufführen, da traf ihn vernichtend der Blick seines Stiefvaters.

Endlich hatte man Frau Petitjean wieder so weit, daß sie zuhören konnte. Pfarrer Jingling las laut, langsam und deutlich:

Lieber Vater!

Ich habe schon über ein Jahr keinen Brief von meiner Frau bekommen. Ich habe ihr oft geschrieben und auch schon viel Geld heimgeschickt; aber sie hat mir bis jetzt noch nicht ein einziges Mal geschrieben. Sei so gut und reise einmal nach Cleveland und sieh nach, was sie macht. Ich kann es so nicht mehr aushalten, ich muß — muß wissen wie es bei ihr und den Kindern steht. Es kommt mir fast vor, sie hätten mich ganz und gar vergessen. Bitte, thue mir den Gefallen. Kannst Du aber selbst die Reise nicht unternehmen, so laß den Philipp es thun. Ich will ihm gerne alle Auslagen erstatten. Herr Doolittle, unser ehemaliger Nachbar, hat mir zwar geschrieben, daß es ihr gut geht, so weit er wisse. Damit bin ich aber nicht zufrieden.

In aufrichtiger Liebe herzlich grüßend

Dein Sohn

Heinrich Kleinhaus.

Alle waren wie betäubt, nur der Großvater sagte: „Just wie ich's gedacht!"

Jetzt wollte man auch den anderen Brief hören. Er war von dem Postmeister in Cleveland und meldete, daß allerdings schon viele Briefe für Frau Petitjean dort eingelaufen seien, die teils von dem Briefträger im Hause abgeliefert, teils von Frau Petitjean selbst, besonders wenn es Geldbriefe wa-

ren, auf dem Postamt seien abgeholt worden. Da. Das war alles.

„Just wie ich gedacht!“ sagte jetzt zornglühend der Großvater. „Seht ihr denn nicht, daß wir von Schwindlern und Spitzbuben belogen und betrogen sind? Und der fremde Kerl, der letzten Herbst hier war, der mit dem Verhaftsbefehl und der Vollmacht, die du unterschreiben solltest,“ sagte er sich an seine Schwiegertochter wendend, „der wollte von dir ein Papier haben, um das Geld haben zu können, der Schurke. Jetzt hat er's doch gekriegt. Wie? Ihr fragt wie? Das werden wir schon ausfinden.“

„Aber wie kommt es denn,“ fragte Frau Petitjean, „daß ich keine Briefe bekommen habe, als ich noch in Cleveland war?“

„Weiß ich?“ schrie der Alte. „Auch das werden wir noch ausfinden.“

Der Schulmeister saß in Gedanken vertieft. Sein Auge blickte in die Ferne, als sähe es dort etwas, das es nicht enträtseln könne.

Was jetzt zu thun war lag auf der Hand und wurde sogleich beschlossen. Jemand mußte nach

Cleveland, das stand fest, um dort die Polizei auf die Spur zu bringen. Aber wer? Der Schulmeister erbot sich den Auftrag zu übernehmen. Alle hielten ihn auch für den geeignetsten Mann; alle, nur der Großvater nicht. Er mußte aber der Uebermacht weichen und endlich doch seine Einwilligung dazu geben.

Wer diese Nacht nicht schlafen konnte, war Frau Petitjean. Sie saß in der Küche und schrieb einen langen, dicken Brief an ihren Mann. Mitternacht. Sie saß noch immer und schrieb. Ein Uhr. Das Feuer war ausgegangen, sie stand auf um es wieder anzufachen, denn sie war noch lange nicht fertig. Die Fettlampe brannte trübe, es war schon so wie so etwas unheimlich. Da fiel ihr Auge zufällig auf das Fenster. Sie bebte zusammen. Da sah sie etwas, das ihr Blut erstarren machte. Es war das Antlitz der Wahrsagerin. Sie ließ alles stehen und floh schaudernd die Treppe hinauf zu ihren Kindern ins Bett, wo sie sich über Kopf und Ohren zudeckte.

Erst den folgenden Tag machte sie ihren Brief fertig. Als sie aber die Adresse darauf schreiben wollte, konnte sie den Brief ihres Mannes nicht fin-

den. Das ganze Haus wurde durchsucht, er war fort. Kein Mensch erinnerte sich der Adresse, nicht einmal der Pfarrer, der sich tagelang quälte, und wenn er meinte," „Jetzt liegt's mir auf der Zunge!" wutsch, wars wieder fort.

Noch nach Wochen und Monaten suchte Frau Petitjean nach diesem Brief in allen möglichen und unmöglichen Plätzen, umsonst.

In jener Nacht haben auch der Lehrer und der Pfarrer wenig geschlafen. Jener schaute noch immer in die Ferne und sah etwas, das er nicht enträtseln konnte. Dieser bereitete sich vor auf eine Predigt wider den Aberglauben.

Auch die herzige Deborah konnte lange nicht schlafen. Es war Nachricht eingelaufen, daß ihr Mann, ihr lieber Dewalt, in einem südlichen Gefängnis liege.

XII.

Das Evangelium soll er predigen.

Pfarrer Jingling bediente acht Gemeinden. Er konnte also nur alle vier Wochen an je zwei Plätzen predigen. Die Kleinhans Kirche — so wurde sie nach dem Großvater genannt, weil er das Land hergegeben hatte — war eine gemeinschaftliche, nämlich reformiert und lutherisch. Das Gesangbuch war auch ein gemeinschaftliches, doch bei alledem nicht das beste.

Es war ein schöner Sonntag und die Kirche war gedrängt voll Leute. Pfarrer Jingling hatte schon oft und auf mancherlei Weise gegen den Hexen- und Wahrsagerglauben gepredigt, aber ohne Erfolg. „Wie soll ichs anfangen, daß ich endlich einmal wenn auch nur einige wenige Seelen auf andere Wege bringe?" Mit diesem Gedanken hatte er sich lange getragen und sprach jetzt aus vollem Herzen, etwa wie folgt:

„Mein Gewissen läßt mir keine Ruhe, ich muß euch die ganze, volle Wahrheit verkündigen als einer, von dem Gott dereinst Rechenschaft fordern wird. Ihr könnet mir, dem irdenen Gefäße zürnen, wenn ihr wollt, das wird aber eure Schuld nicht kleiner machen. Ich bitte euch, ich flehe, bei eurer Seelen Heil und Seligkeit, schenket dem Worte des lebendigen Gottes Gehör.

Sein Text war Joh. 8, 36: „So euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei."

„Wir sind von Natur Knechte der Sünde. Es liegt auf uns ein Bann, eine unheimliche Furcht. Wir fürchten uns nicht allein vor Tod, Gericht, Ewigkeit und Hölle; wir fürchten uns auch vor Gespenstern und bösen Geistern; und mit Recht. Denn als Sünder sind wir dem Zorn und der Verdammniß verfallen und ein Spielball geworden der Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, und der bösen Geister unter dem Himmel. Verloren sind wir, in alle Ewigkeit verloren, es sei denn daß Gott sich unser erbarmt!

Aber was hat Gott gethan? Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn

gab, auf daß alle die an ihn glauben nicht verloren — nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Jesus Christus ist in die Welt gekommen zu suchen und selig zu machen, das da verloren ist. Ja das Verlorene, das suchet er. Er will die Bande sprengen. Er ist gekommen die Gefangenen, die in Sünde, Tod, Furcht und Aberglauben gefangen sind, zu erlösen. Welche der Sohn frei macht, die sind recht frei.

Er nimmt weg den Geist der Furcht und schenket ihnen den Geist der Annahme an Kindesstatt, daß sie rufen können: Abba, Vater!

Dann kann aber kein Gespenst, kein Geist, kein Tod noch Teufel mehr uns etwas anhaben. Das Gesetz kann uns nicht mehr verdammen, denn Christus hat für uns alle Gerechtigkeit erfüllt. Das eigene Gewissen muß aufhören zu schreien, denn es wird von dem Blut Christi, das da besser redet denn Abels, überschrieen. Wer will uns verdammen? Christus ist hier. Christus ist hier, der uns mit Recht, ja mit Recht, erlöset hat. Christus ist hier, der große, mächtige Gottessohn, dessen Saum den Tempel füllt und den alle Himmelshimmel nicht fas-

sen können und zu dessen Fußschemel die vierundzwanzig Aeltesten, und die vier Tiere voller Augen, und die große Schaar, die niemand zählen kann, und die Millionen Engel anbeten von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ihm ist alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden."

Das alles sprach Pfarrer Jingling mit einer Begeisterung, die ihm sonst fremd war, und ihn selbst fast mehr als seine Zuhörer in Erstaunen versetzte. Dann fuhr er ganz leise zu reden fort.

„Willst du diesen mächtigen Heiland zu deinen Heiland haben, liebe Seele? Wenn du es willst, sage mir, hast du außer ihm, dem lieben, treuen Heiland, der sich am Stamm des Kreuzes für dich zu Tode geblutet hat; hast du außer diesem mächtigen Heiland, ohne den sich keine Kreatur regen noch bewegen kann; hast du außer ihm noch etwas anderes nöthig? Wird er dich nicht mit aller Notdurft Leibes und der Seele versorgen?

Aber worauf setzest du dein Vertrauen? Gott sei's geklagt! auf Zauberei und Wahrsagen, auf geheime Sprüche und geheimnisvolles Treiben aller Art. Du hast den Namen eines Christen und den

Aberglauben eines Heiden. Du suchst Hilfe und Heil anderswo, als bei Christus. Du trittst das Blut Jesu Christi mit Füßen.“

So sprach der ehrwürdige Pfarrer noch bei einer Viertelstunde, so ernst und eindringlich, und doch so herzgewinnend und leutselig, daß nur der verstockteste Sünder oder ein mit dreidoppelter Selbstgerechtigkeit bepanzerter Heuchler und Pharisäer ungerührt von dannen gehen konnte. Solche gingen auch ungerührt von dannen, redeten davon, daß der Pfarrer es auf sie abgesehen ; er thäte besser, das Evangelium zu predigen. Sie hätten ihn nicht g e d u n g e n (!) das Gesetz zu predigen.

Was sie für Evangelium hielten, ist nicht schwer zu errathen. Hätte die Predigt ihnen geschmeichelt, das wäre Evangelium gewesen. Sie wußten nicht, diese Pharisäer, daß auch das Evangelium sein Strafgericht übt, und zwar erst recht übt an denen, die außer und neben Christus etwas haben, worauf sie ihr Vertrauen setzen.

Auf eine Seele jedoch hatte diese Predigt eine durchgreifende und erschütternde Wirkung. Frau Petijean war getroffen tief in Herz und Gewissen.

Sie geriet in einen wehevollen Seelenkampf. Wir wollen dieses Ringen der Seele nicht beschreiben. Wer kann es beschreiben? Ueber ihre Sündhaftigkeit war ihr ein Licht aufgegangen; ein grelles, erschreckliches Licht, wie die Blitze Sinais. Das ganze läßt sich ausdrücken mit dem Einen Wort — Verloren! Wer je in diesem Zustande gewesen ist, der wird es verstehen; die meisten verstehen es nicht.

Da wurde manche stille Zähre geweint. War die Zunge auch stumm vor Menschen, so schrie das Herz nur um so lauter: „Gott sei mir Sünderin gnädig!" Wie gut, wenn sie jemand gehabt hätte, dem sie hätte ihr Leid klagen können! Ihre Hausgenossen? Diese hätten es nicht verstanden, hätten sie nicht trösten können; nur Deborah hatte je etwas Aehnliches erlebt, aber Frau Petitjean wußte es nicht. Wie mancher arme Sünder ist schon in dieser Lage gewesen? Gott nur weiß es.

Ihre Not und Angst wurde nach einigen Tagen so groß, daß sie es nicht länger ertragen konnte. Sie übergab eines Abends ihren kleinen Franz wieder einmal der Deborah, legte einen Shawl um

und ging, ohne ihre Absicht kund zu geben, fort. Diesmal nicht zu der Wahrsagerin, sondern zum Pfarrer. Ueberlassen wir sie seiner treuen Seelsorge. Es gelang ihm nicht ihre Sorgen und Zweifel in freudige Gewißheit des Heils umzuwandeln. So schnell geht das nicht. Es ist mir, so weit ich erfahren konnte, überhaupt zweifelhaft, ob sie je völlig dazu gelangte. Bei vielen Seelen wird es erst um den Abend licht.

Beim Pfarrer sah sie auch das Kind, welches Wehmoyer nicht annehmen konnte, weil er kein Glück damit haben würde. Sie fragte: „Wie heißt du?“ und gab ihm die Hand.

„Willie Pauwel,“ antwortete der kleine.

XIII.

Die Kinder, die du mir gegeben hast.

Der Ansichten über Erziehung sind in der Welt so viele, daß man sie kaum zählen kann.

Herr Lerneviel meint, Auswendiglernen, das ist die Hauptsache, die Kinder müssen mit allerlei Wissenschaften gestopft werden, wie eine Wurst, nur ist die Wurst weit besser daran, als das Kind. Sie wird mit einerlei, höchstens zweierlei Fleisch gestopft, und das gut gewürzt. Das Kind, oder vielmehr sein Gedächtniß, wird mit hundert- und tausenderlei Sachen gestopft, die oft genug der Würze gänzlich ermangeln. Ist das Erziehung?

Nein, sagt Herr Fixundfertig, nein. Denken lernen ist die Hauptsache. Denkübungen also, Rechnen und dergleichen, das müssen die Kinder treiben. In einem neun Fuß tiefen Brunnen sitzt ein Frosch. Jeden Tag steigt er vier Fuß und rutscht in jeder folgenden Nacht drei Fuß zurück. In wie viel Ta-

gen wird er heraus sein? — „In neun Tagen.“— Falsch; in sechs Tagen. Lehrt mir die Kinder denken, sag' ich euch!

Das thut's nicht allein, sagt das Fräulein Belladonna, die Einbildungskraft muß geweckt werden. Des Kindes Geschmack muß gebildet werden an den Schönheiten der Kunst und der Natur.

Ach bah! fährt jetzt der Doktor Allwissend dazwischen. Das ist ja alles gut so weit, wie es reicht; Bildung nennt es meinetwegen, aber Erziehung nimmer. Nicht nur jene Fähigkeiten sollen geweckt und ausgebildet werden, sondern der ganze Mensch, Leib und Geist. Turnen und denken, fühlen und wollen soll der Mensch können. Vor allem aber muß er Charakter haben. Er muß lernen wahrheits- und pflichtgetreu zu sein. Durch strenge Zucht in Schule und Haus muß ein sittlicher Grund gelegt werden.

Ist das Erziehung? Ja, wenn es den Menschen geht, wie dem Vieh und er wie dieses stirbt, und es dann ein Ende mit ihm hat, dann wohl. Wenn es aber einen Gott im Himmel gibt, und die Seele des Menschen unsterblich ist; wenn die 70

oder 80 Jahre seiner Erdenlaufbahn nur ein Rauch oder Geschwätz sind im Vergleich mit der langen Ewigkeit, die er jenseits des Grabes wird durchleben oder durchleiden müssen; dann hat man nach obiger Schablone bei der Erziehung das Allerwichtigste vergessen. Dieses Allerwichtigste ist außerdem auch die einzige wahre Grundlage der Sittlichkeit. Ohne diese erziehen und einen Charakter aufbauen wollen, heißt auf Sand bauen, auf Schwemmsand.

Aber auch dies Allerwichtigste, wie verschieden sucht man es zu erreichen! Du schickst deine Kinder zum Lehrer in die Schule, zur Lehrerin in die Sonntagschule und zum Pfarrer in den Konfirmandenunterricht. Diesen legst du die schwere Last auf, aber du selbst rührst sie nicht mit deinem kleinen Finger an. Die Last kannst du freilich jenen auferlegen; auch die Verantwortung? So Gott dich dereinst fragt: „Wo sind die Kinder, die ich dir gegeben habe?“ was willst du antworten? Willst du mit Kain antworten: „Soll ich meiner Kinder Hüter sein?“

Frau Petitjean hatte sich schon früher für eine recht fromme Frau gehalten. Sie hatte ihren Kin-

dern auch einige Morgen-, Abend- und Tischgebetlein beigebracht, und das war sehr gut. Gibt es doch manche sehr fromme Leute, die nicht einmal das thun!

Sie hatte bisher aber mit ihren Kindern kein Wort vom Sünderheiland gesprochen. Das Größte, was sie in dieser Richtung geleistet hatte, war, daß sie ihren Kindern, wenn sie unartig waren, drohte, der schwarze Mann würde sie holen. Ob sie aber mit diesem schwarzen Mann den Teufel oder nur einen Neger meinte, oder vielleicht gar niemand, wer kann es sagen? War es doch nur eine leere Drohung.

Jetzt aber fing sie an ihre Kinder um sich zu sammeln und ihnen aus dem neuen Testament vorzulesen. Auch Hans sollte mit ihr abwechselnd lesen, aber es haperte bei ihm sehr. Eine deutsche Wochenschule hatte er nie besucht, und das Bischen, das er in der Sonntagschule lernte, wurde zwischen den Sonntagen vergessen.

Sie betete auch mit ihren Kindern und noch mehr für sie. Den hohen Gipfel Tabors hatte sie noch nicht erreicht, auf welchem so manche Frommen

stehen, die meinen vor dem sechzehnten oder zwanzigsten Jahre werde doch kein Mensch bekehrt. Man müsse bis dahin die Kinder, wie Füllen, wild umher laufen lassen, bis die Gnade sie einfängt und bricht. Der Mensch müsse erst recht tief in die Sünde hinunter, auf daß die Gnade desto mächtiger werde.

Es liegt hierin wohl ein Körnlein Wahrheit. Das Elend, oder besser gesagt, die Erkenntniß des Elendes, muß erst recht groß werden; wehe aber den Eltern, welche diesen Grundsatz auf so verkehrte Weise anwenden, um darnach ihre Kinder zu erziehen — was sage ich? — unerzogen zu laßen!

XIV.

Auf der Gaunerjagd.

Da unser Schulmeister nur sechs Monate Herbst- und Winterschule zu halten hatte, waren mit dem Monat März schon seine Ferien gekommen. Er konnte also diese Reise nach Cleveland antreten. Dort wohnte ein Mann, der einige Jahre früher dorthin gezogen war, den McDonnel gut kannte und dem er zweihundert Dollars bringen sollte von einem alten Nachbar. Bei diesem wollte er dann auch während seines Aufenthalts dort logieren. Zweihundert Dollars in der Tasche! Wie stramm setzte sich McDonnel in den Sitz des Eisenbahnwagens! War das Geld auch nicht sein, macht nichts, er hatte es in seiner eigenen Tasche!

Er war wohl die Hälfte des Weges gefahren, da kam ein feingekleideter Herr freundlich zu ihm heran und sprach: „Ei, Professor McDonnel! wo

kommen Sie her? Es freut mich ungemein Sie wieder einmal zu treffen!“

McDonnel zog die Augenbraunen hoch und sah den Mann einen Augenblick starr an. „Entschuldigen Sie,“ sagte er, „Sie kennen mich, wie ich sehe, aber ich kann mich wirklich nicht entsinnen.“ —

„O erinnern Sie sich nicht mehr? Auf der Lehrerversammlung in R— haben wir uns kennen gelernt, laß' mal sehen, wie viel Jahre sind's her?“

Der Mann blickte, die Stirne in Falten ziehend, in die Höhe und fing an auf den Fingern nachzurechnen. „Es müssen sieben oder acht Jahre sein. Erinnern Sie sich nicht mehr? Ich heiße Butterworth, James Buchanan Butterworth.“

McDonnel schlug sich mit der Faust vor die Stirne, aber nicht allzu hart, und sagte: „Ich will es Ihnen gern glauben, Mister Butterworth, der Lehrerversammlung kann ich mich noch gut erinnern; aber Sie müssen mir wirklich verzeihen, Sie sind mir ganz fremd. Wahrscheinlich waren Sie damals noch sehr jung und Ihr Aussehen hat sich seit der Zeit verändert.“

„Das kann wohl sein," versetzte Butterworth, „ich hatte damals noch keinen Bart. Meine besten Freunde haben mich kaum wieder erkannt, nachdem ich meinen Backenbart stehen ließ."

Während dieser Begrüßung hatte der Mann sich zu McDonnel gesetzt. Dieser traute der Geschichte nicht recht, denn er hatte zweihundert Dollars in der Tasche; als aber Butterworth ihn immer wieder mit Professor anredete und sagte, daß er in Cleveland Nummer so und so viel Euclid Avenue wohne; ferner, daß er mit ganz Cleveland auf dem besten Fuße stehe, besonders mit dem Stadtmayor, dem Hauptmann der Polizei und dem Postmeister, da dachte McDonnel: „Der Mann könnte mir gute Dienste leisten."

Als der Fremde ihm dann gar seine Familienverhältnisse haarklein erzählte, wie viel Kinder er habe, was für eine Frau und so weiter, und den lieben Professor einlud, doch ja ihn zu besuchen, da erzählte ihm der alte Schulmeister treuherzig, warum er nach Cleveland reise.

„Das trifft sich ja herrlich!" sagte Butterworth. „Ich kann Ihnen dabei behilflich sein, weiß

auch wo Ihr Freund wohnt. Sie kommen aber fürs erste mit mir, und wir werden den Spitzbuben bald auf der Spur sein.“

Die beiden heckten nun einen umständlichen Plan aus, wie sie die Sache angreifen wollten und kamen also mittlerweile nach Cleveland.

Von dem Union Bahnhof herauf sah man an diesem Tage eine sehenswerte Erscheinung; einen feingekleideten, städtischen Herrn, und einen hohen, linkischen Landschulmeister, dessen Hosen und Rockärmel etwas zu kurz und dessen Haar etwas zu lang war. Das Haar, so weit es unter dem Hut heraushing, war von der Sonne gelb gebleicht; unter dem Hut aber noch dunkelbraun. Wenn McDonnel den Hut abnahm, was er selten that, denn auch im Hause behielt er ihn gerne auf, machte er ganz und und gar den Eindruck eines bemoosten Hauptes.

Als sie nun so mit einander gingen, kamen plötzlich zwei Herren vor ihnen aus einer Nebenstraße und gingen einige Schritte vor ihnen her. Sie sprachen von Brettern und Bauholz und schienen Holzhändler zu sein. Da ertönte eine Dampfpfeife. Sie stutzten. Der eine sagte: „Horch! Ist das nicht

der Mackinaw Dampfer? Der bringt wieder eine Fracht Tannenholz. Wir müssen machen, daß wir hinkommen, sonst wird es uns unter der Nase weg verkauft."

„Ja, aber ich habe kein Geld bei mir," sagte der andere.

„Fatal! Ich auch nicht. Was machen wir jetzt? Wenn wir erst noch auf die Office laufen, dann kommen wir zu spät."

Die Herren waren wirklich in bedauernswürdiger Verlegenheit. Sie standen stille, um sich zu beraten. Indessen kamen unsere beiden zu ihnen heran.

„Ei sieh! Mister Butterworth, wie geht's?" sagten jene und gaben ihm die Hand.

„Mein guter Freund, Herr Professor McDonnel!" sagt jetzt Butterworth, ihnen den Schulmeister vorstellend.

„Mister Butterworth, könnten Sie uns nicht aus einer augenblicklichen Klemme helfen? Der Mackinaw Dampfer ist soeben angekommen, und wir möchten schnell hin das Holz kaufen, ehe uns jemand

zuvorkommt. Wir haben leider kein Geld bei uns, könnten Sie —"

„Herzlich gerne," sagte Butterworth; „wie viel wollt ihr?"

„Etwa fünfhundert Dollars sollten es sein."

„Ja, ich habe leider," sagte Butterworth, ein großes Taschenbuch musternd, „nur zweihundert Dollars bei mir."

„Das nützt nichts. Mister Doolittle, wir müssen es wohl aufgeben. Jammerschade! Aeh! Herr — äh! Herr Professor, haben Sie nichts bei sich? Mister Doolittle kann es Ihnen sogleich wiedergeben, wenn Sie mit ihm auf unsere Office gehen."

Kurz und gut, oder vielmehr kurz und schlecht, McDonnel ging auf den Leim. Er gab ihnen seine zweihundert Dollars. Sein Freund Butterworth ging mit dem einen Holzhändler fort, von dem erdichteten Dampfer — was wußte McDonnel von holzfahrenden (?) Dampfern oder von Dampfern überhaupt? — das erdichtete Holz zu kaufen. McDonnel jedoch ging mit Mister Doolittle auf die Office, um sein Geld wieder zu bekommen. Bekom-

men hat er es natürlich nicht. Denn als sie an einer engen Gasse vorbei kamen, entschuldigte sich Mister Doolittle, er müsse ein wenig bei Seite treten, trat bei Seite und — fort war Mister Doolittle.

McDonnel wartete, wie die Diener Eglons, so lange, bis er sich schämte. Er stand da, wie angenagelt, die Augenbrauen zogen sich immer höher, und die Unterlippe wurde immer dicker, bis ein Polizist ihn anranzte mit den Worten: „He, Alterchen! was treibt er hier? Troll' er sich weiter!"

Betrübt ging er von dannen. Er wagte es jetzt kaum, ohne das Geld, den Bekannten aufzusuchen; aber wo sollte er anders hin? Nachdem er sich die Füße auf dem ungewohnten Steinpflaster längst wund gelaufen hatte, gelang es ihm endlich dessen Wohnhaus zu finden.

Von diesem vernahm er denn bald, daß die Stadt von einer Gaunerbande schon längere Zeit heimgesucht sei. Diese Warnung kam jedoch zu spät. Das Geld war fort.

Zwei Nächte und einen ganzen Tag brütete McDonnel über diese Sache, dann hatte er einen Entschluß gefaßt.

XV

Der Geheimpolizist.

Durch die Straßen Clevelands schlenderte jetzt eine seltsame Gestalt, McDonnel. Er hatte sich die Haare schneiden lassen, andere Kleider verschafft, alte, aber Rockärmel und Hosen waren länger und paßten besser, als die eigenen Kleider. Ein breitränftiger Schlapphut, den er tief in die Stirne drückte, trug am meisten zu seiner Verkappung bei.

So spazierte er die Superior Straße hinunter und auf der anderen Seite wieder herauf, dann um den offenen Platz, in dem das Perry Denkmal steht, dann wieder jene Straße hinunter und in den verschiedenen Straßen auf und ab, die in die Superior Straße münden, und so durch die meisten Straßen und Gassen im Mittelpunkt der Stadt. Spähend und lauernd wandelte er die Kreuz und die Quer, bald plötzlich stutzend, bald seine Schritte beschleunigend, bald in die Ferne blickend. Was will er ei-

gentlich? Spitzbuben fangen, das ist was er will. Das Geld will er wieder haben.

Zwei Tage schon hatte er auf eigene Faust den Geheimpolizisten gespielt; am dritten Tage wurde die Polizei auf ihn aufmerksam. Der Hauptmann der Polizei beauftragte einen seiner Mannen, in Civilkleidern dieser fremden Erscheinung nachzuschleichen, während auch die übrige Polizei ein wachsames Auge haben sollte. So waren es jetzt ihrer zwei, die in den Straßen auf und nieder wandelten, Fritz McDonnel und sein polizeilicher Hüter.

Am ersten Tage schon war dem Schulmeister auf seinen Wanderungen eine verschleierte, sehr neumodisch gekleidete Dame in die Quere gekommen. Er ging vorsichtig um ihren großen Reifrock herum. Zwei scharfe Augen warfen durch den Schleier ihm unheimliche Blicke zu. Bald begegnete sie ihm wieder. Sie blieb sogar, als er vorbei war, noch eine Weile stehen und schaute ihm nach. Wenige Minuten später, als er in eine andere Straße gewichen war, kam sie ihm wieder entgegen und schaute ihn durch den Schleier nochmals scharf an. So bald sie an ihm vorüber war, hörte er ein spöttisches Ki-

chern. Er drehte sich schnell um; sie war bald seinen Blicken entschwunden. Er blieb noch eine Weile stehen, schlug sich mit der Faust vor die Stirne und murmelte: „Die Stimme kenne ich; wer in der Welt war das?“ Er schüttelte den Kopf und begann sinnend seine Wanderung von neuem. Die geputzte Gestalt kam ihm nicht wieder zu Gesicht.

Aber am Abend des dritten Tages bekam McDonnel jemand anders zu Gesicht nämlich den Mann, den er schon zweimal gesehen hatte. Die tückischen Augen erkannte er sofort wieder, trotz des falschen Bartes, den der Mann jetzt trug. Sollte er den fangen? Der hatte ihm nichts zu leid gethan. Er war wohl in der Petijean Angelegenheit mit verwickelt, aber McDonnel konnte es ja nicht beweisen. Er ging ihm aber nach, um sein Versteck auszuspähen. Ehe er sich's versah, war der Mann verschwunden, und es that ihm jetzt doch leid, daß er ihn nicht gefangen hatte.

Da! Wer war das, der dort an der Ecke stand? War das nicht sein guter Freund Butterworth?

McDonnel taumelte, wie wenn er betrunken wäre, in dessen Nähe, packte ihn mit seinen großen Händen und rief nach der Polizei. Sein Hüter war nicht fern, der Mann wurde nach einer kurzen Erklärung ihm abgenommen und auf die Polizeistation gebracht, wo McDonnel am folgenden Tage versprechen sollte, um die Sache ins Reine zu bringen.

Da McDonnel sein eigener und einziger Zeuge war, und da der Gefangene hartnäckig allen seinen Aussagen widersprach, konnte wenig gesehen. McDonnel erhielt sein Geld nicht wieder. Was hatte so ein tappiger Landonkel sich in die Befugnisse der Polizei zu mischen? Es wurde ihm bedeutet, daß er sich künftig hüten solle. Damit war er in Gnaden entlassen.

Und doch war man froh, daß er den Gauner gefangen hatte, denn derselben hatte schon viel auf dem Kerbholz. Ja, als McDonnel betrübt sich entfernte, sagte ihm einer von den Gerichtsdienern, er solle die harten Worte nicht allzusehr zu Herzen nehmen. Ein Bauernfänger und Betrüger sei dieser Butterworth doch, nur fehlen gerade für die-

sen Fall die Beweise. Dem armen Schulmeister blieb trotz aller seinen Redensarten nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben.

Jetzt mußte er aber noch die Angelegenheit der Frau Petitjean ordnen. Er ging auf das Postamt, wurde nach seiner Vollmacht gefragt; er hatte keine. Frau Petitjean müsse selbst kommen oder eine von zwei Zeugen beschworene und vom Friedensrichter beglaubigte Vollmacht ausstellen. Ab!

Er versuchte noch dreinzureden, aber nichts da! Der Postbeamte kehrte ihm den Rücken zu und er mußte sich wohl oder übel abermals in das Unvermeidliche schicken, trotzdem er Professor McDonnel hieß, und Deutsch und Englisch und Französisch und wer weiß wie viele Sprachen konnte.

Ja, ja, Fritz! In der Stadt ist die Vertrauensseligkeit nicht so groß, wie bei euch auf dem Lande. Merk's!

So aber durfte er nicht wieder nach Hause reisen. Er wäre ja allen Leuten ein Gespötte und ein Schütteln des Kopfes geworden. Er ging also wieder zu seinem Bekannten und schrieb einen langen, langen Brief, in welchem er den Städtern ge-

rade das beste Zeugnis nicht ausstellte. Frau Petitjean solle ihm eine Vollmacht senden, das war des Pudels Kern.

Nach vier Tagen kam denn richtig die Vollmacht und Fritz fand auf der Post Gehör. Ueber das Knie jedoch ließ sich die Sache nicht brechen; man versprach alles aufzubieten, dem Betrug auf die Spur zu kommen, Er könne indessen getrost nach Hause reisen. Er mußte seine und der Frau Petitjean Adresse angeben; man versprach, sobald etwas geschehen sei von Belang, ihm zu schreiben.

Das war alles, was er zur Zeit erreichen konnte. Er reiste gebückt nach Hause.

XVI.

Dewalt.

Es war wieder Herbst. Seider wurde gepreßt und Latwerg gekocht. Abends kamen die Nachbarn zusammen, um Aepfel zu schälen und zu schnitzen, und es wurde dabei viel gesprochen vom Krieg. Am meisten wurde aber disputirt über Politik, denn diesen Herbst war Präsidentenwahl. Die besten Nachbarn wurden darüber Feinde. Die Kinder auf der Straße spielten Krieg und warfen sich mit Steinen die Köpfe blutig. In vielen Familien wurde der Tod des im Kriege gefallenen Vaters oder Sohnes betrauert. Manche bittere Thräne wurde von Mutter, Schwester, Weib oder Braut geweint. Mehrere Soldaten, die ihre Zeit abgedient hatten oder zu Krüppeln geschossen waren, saßen Abends in den Kaufläden oder sonstigen Sammelplätzen und erzählten einer gespannt lauschenden Menge ihre Kriegsabenteuer.

In den ersten kalten Tagen des Spätherbstes wurde bei Onkel Philipps geschlachtet. Das war für Hans ein Tag, der hätte im Kallender sollen rot angestrichen sein. Diesen Schlachttag wird er nicht vergessen, so lange er lebt. Abgesehen von allem Stechen, Brühen, Schaben, Ausnehmen, Schneiden, Hacken, Kochen, Wurstmachen, und was sonst bei diesem hohen Fest einem Knaben Freude macht, nie wird er vergessen diesen Tag.

An diesem Tage kam Dewalt Jingling, der Sohn des Pfarrers und der Deborah Mann, heim. **Heim!**

Als er in den Krieg zog, war er ein starker, stattlicher Mann, sechs Fuß hoch, der seine zweihundert Pfund wog. Jetzt kam er zu Fuß daher geschlichen, ein Schattenbild, zum Gerippe abgemagert, und konnte sich kaum fort bewegen. Der ganze Jammer des Krieges schien sich in ihm verkörpert zu haben.

Er begegnete auf der heimatlichen Straße vielen seiner Nachbarn, Kameraden und Freunde. Sie grüßten ihn, denn er trug ja den Rock des Vaterlandes, sie erkannten in ihm einen Soldaten. Sie

grüßten ihn freundlich, aber sie gingen auch fremd an ihm vorüber, ohne ihn zu erkennen. Ei, seine eigene Mutter erkannte ihn nicht!

Als die Haberkorns abends beim Wurstmachen waren, kam er ohne anzuklopfen in die Thüre. Auch sie grüßten ihn. Großmutter Kleinhans wischte mit der Schürze einen Stuhl ab, stellte ihn in die Nähe des Ofens und bat den Soldaten sich zu setzen.

Alle schielten mehr oder weniger nach ihm hin. Er sprach kein Wort. Sein Herz war zu voll, er konnte nicht sprechen.

Die Großmutter holte eine soeben gemachte lange Bratwurst, setzte die Pfanne auf und wollte ihm Essen bereiten, denn der arme, fremde Mensch sah gar zu verhungert aus.

Noch immer schielten sie nach ihm hin. Der Deborah klopfte das Herz, sie sah ihn immer so von der Seite an. Fremd; sie kannte ihn nicht. Aber er konnte es nicht unterlassen beständig nach ihr zu blicken. Eine Mischung von Kummer und Schalkhaftigkeit spielte ihm um den Mund und in den Augen. Jetzt quollen große Thränen aus denselben. Deborah schielte schon wieder hin, sah die Thränen, ihre Au-

gen begegneten den seinigen, sie that einen Schrei und fiel ihm in die Arme.

„Dewalt! Dewalt!" riefen jetzt alle und fielen weinend über ihn her. Selbst der breitschultrige Haberkorn, den die Leute Copperhead nannten, konnte die Thränen nicht unterdrücken.

XVII.

Ein Stück Kriegselend.

Viel konnte Dewalt an diesem Abend nicht erzählen, denn er war sehr matt und müde; auch hatte ihn die Freude des Wiedersehens zu sehr angegriffen. Aber am folgenden Abend war die Stube des Großvaters mit Menschen angefüllt. Alle Glieder dieser großen Familie hatten sich dort eingefunden, auch Dewalts Eltern und Professor McDonnel.

McDonnel mußte, als er wieder von Cleveland kam, seine Erlebnisse haarklein beichten und wurde in Folge dessen jetzt von jedermann Professor tituliert. Je mehr er sich darüber ärgerte, desto mehr bekam er das „Professor" zu hören. Allmählich gewöhnte er sich daran und freute sich heimlich darüber; denn war er nicht ein gelehrtes Haus, das Deutsch —? Doch genug davon.

Dewalt und Deboral saßen beisammen. Sie hielt seine Hand in der ihrigen und schaute ihn gar

liebevoll und treuherzig an und blickte zuweilen triumphierend auf die gespannten Züge der Zuhörer als wollte sie sagen: „Gott sei Dank! ich habe meinen lieben Dewalt wieder.“

Dewalt erzählte von seinen Erlebnissen. Wir können hier unmöglich alles wiedergeben; es wäre ein Buch für sich. Wir fangen mit dem Gefängnisleben an.

„Euch würden die Herzen brechen, wenn ihr es mit ansehen müßtet. Unsere Kleider zerrissen, schmutzig und faul. In Schmutz und Koth mußten wir gehen und stehen, sitzen und liegen. Wir waren schier verhungert. Das Bischen Essen, was wir hatten, konnten wir kaum zubereiten; wir hatten fast gar kein Geschirr. Einer hatte einen gesprungenen Hafen, ein Anderer die Hälfte einer Bratpfanne, der Dritte eine rostige und zerdrückte oder löcherige Schüssel; so haben wir mit schmutzigem Wasser unser Welschkorn gekocht. Unser viele wurden krank und starben. Jeden Tag und jeden Tag wurden Tote hinausgetragen und wie gefallenes Vieh verscharrt.

Wie sehnten wir uns nach der Heimat! Reines Wasser und reine Speise, und wenn es die härteste Kruste gewesen wäre; reine Kleider und ein gutes Bad, um den starrenden Unflat und das Ungeziefer vom Leibe zu waschen: hätten wir das bekommen können, mit dem Angesicht auf der Erde hätten wir Gott unter Thränen dafür gedankt. Ihr sprecht hier oft von Heimweh, wenn ihr einige Tage bei Freunden auf Besuch seid. Ihr wißt gar nicht was Heimweh ist! Aber wir wissen es. Wenn einer, wie ich, vierzehn Monate lang in südlichen Gefängnissen gelitten und geschmachtet hat, ohne ein Wort von daheim zu hören, dann weiß er was Heim—"

Hier versagte dem Erzähler vor Schluchzen die Stimme. Die anderen weinten alle mit; und Eli, der bisher immer vor sich hin gelacht hatte, wurde auch angesteckt und schrie laut, bis Haberkorn ihn grimmig anblickte und mit dem Fuß stampfte. Da rieb er sich heulend die Schenkel und kauerte in einer Ecke nieder. Er wäre wieder unter das Bett gekrochen, aber McDonnel saß davor, und vor dem hatte

er Angst. Als Eli endlich zur Ruhe gebracht war, fuhr Dewalt fort zu erzählen.

„Eines Tages kam Befehl wir sollten uns reisefertig machen, wir würden gegen konföderierte Gefangene ausgetauscht werden. War das ein Jubel! Wir hüpften, tanzten, schrieen, johlten, weinten, und umarmten und küßten einer den anderen vor Freude. Frei! Wir sind frei! Hoch! Hurrah! Hurrah!! Hurrah!!! Die zerbrochenen Häfen, Pfannen und Schüsseln, fort damit! Wir sind frei!

Elendes Blendwerk! Eitel Trug und Lüge! Wir wurden nur noch weiter nach dem Süden in ein anderes, noch jammervolleres Gefängnis gebracht. Sherman war auf seinem Marsch in den Süden hinein, und die Rebellen waren bange, er könnte uns befreien.

Wie fiel uns das Herz! Uns totschießen, das hätten die Rebellen thun sollen, aber uns so belügen, es war zu viel! Da ist mancher brave Mann Kummers gestorben und einige haben hand an sich gelegt und ihrem Elend so ein Ende gemacht—wenigstens für diese Welt.“

Die letzten Worte fügte Dewalt noch hinzu, weil er sah, daß sein Vater den Kopf schüttelte.

„Unser Kochgeschirr — ach, daß wir der Lügenbrut nicht geglaubt hätten! — unser Kochgeschirr hatten wir weggeworfen, und die wenigsten haben wieder einen Scherben gefunden, auf welchem sie ihr ekelhaftes Essen bereiten konnten. Diese Scherben gingen von Hand zu Hand, und mancher mußte lange warten, ehe die Reihe an ihn kam.

Doch als es abermals hieß, jetzt sollten wir ganz gewiß ausgetauscht werden, glaubten wir es nicht. Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer. Wer noch ein Stück Pfanne hatte, der hielt es krampfhaft fest, als wenn sein Leben davon abhinge. Und sein Leben h i n g davon ab. Denn wir wurden jetzt alle paar Wochen, wie Schlachtvieh, weiter in den Süden getrieben, in eine andere Pferche.

Ich wurde krank. Sie hielten mich für so gut wie tot und trugen mich hinaus und warfen mich auf die Erde. Ich erlangte in der reineren Luft wieder meine Besinnung. Es wurden Kranke an mir vorbeigetragen in das Hospital; ich gurgelte— sprechen konnte ich nicht — und die Träger wurden

auf mich aufmerksam. Mein flehender Blick rührte ihr Herz und sie brachten auch mich in das Spital.

Glücklicher Weise war der Koch ein alter Kamerad von mir. Er steckte mir die besten Bissen zu, die er auftreiben konnte, so daß ich mich langsam etwas erholte.

Endlich sollten wir wieder einmal ausgetauscht werden. Wir wurden auf einen Mississippi-Dampfer gebracht, ein anderer Dampfer legte neben uns an, eine Planke wurde von diesem auf unser Boot herüber gelegt, und wir sollten hinüber spazieren. Da kamen wir nun der Reihe nach, jeder seinen Scherben oder sein Stück Bratpfanne in der Hand; denn wir trauten dem Landfrieden nicht. Der fremde Dämpfer hatte zwar das Sternenbanner aufgehißt und war mit Blaujacken bemannt, aber wir hielten alles für Betrug.

Sowie nun einer mit seinem Stück Geschirr auf die Planke trat, wurde er angefahren mit den Worten: „In's Wasser damit!"

Gott sei gelobt und gepriesen! es war ein Unionsdampfer. Die faulen Lumpen wurden uns unter den schauderhaftesten Flüchen über die Südli-

chen und ihre Unmenschlichkeit vom Leibe gerissen. Wir wurden gebadet und wieder, endlich nach langer Zeit einmal wieder in die reine, warme Uniform des Vaterlandes gesteckt.

Wie behaglich fühlten wir uns jetzt! All unser Elend war vorüber. Wir konnten es schier nicht fassen, aber es war so. Wir waren wirklich und wahrhaftig frei. Wir sangen The Star spangled Banner und Home sweet Home, und fuhren — heim.

Ich war noch lange nicht gesund, aber auf dem Boote war ein guter Arzt, Namens Littlejohn, der hat sich meiner angenommen, wie ein Vater."

„Littlejohn!" riefen jetzt ein halbes Dutzend Stimmen zugleich.

Er mußte den Arzt näher beschreiben. Es war niemand anders, als Doktor Heinrich Kleinhans, oder vornehmer, Henri Petitjean.

Für den Abend mußte Dewalt das Erzählen einstellen; er zitterte bereits am ganzen Leibe vor Aufregung. Am andern Morgen gab er sich Mühe, Frau Petitjeans viele Fragen zu beantworten, so gut er konnte. Es war wenig genug, was er berichten

konnte. Ja, hätte er das gewußt, daß dieser Mann seiner Deborah Onkel ist! Aber das kommt davon, wenn sich einer seines ehrlichen deutschen Namens schämt.

XVIII.

Verborgene Schätze.

Professor McDonnel besuchte bald nach der Heimkunft Dewalts wieder einmal die Wahrsagerin. Es war eine stockfinstere Nacht. Es blickte wieder durch das Schlüsselloch. Es war schon nach Mitternacht, aber sie brannte noch Licht. Sie schien allein zu sein. Eine thönerne Fettlampe brannte trüb vorn auf der Ofenplatte. Was hatte sie da? McDonnel konnte sie nicht recht sehen, denn sie saß platt auf dem Boden. Leise wie eine Katze ging er um das Haus herum und probierte durch die Fenster einen Blick zu thun; sie waren dicht verhängt. Er trat wieder an das Schlüsselloch, legte das Ohr daran und horchte.

„75, 80, 85, 90, 95, 100; macht 525.

5, 10, 15" — sie zählte, und zwar laut, wie es weniger Geübte gewöhnlich thun. Dabei klingelte es, wie wenn sie Goldstücke auf Goldstücke fallen ließ. Diesmal trat er nicht zurück, um mit schwerem

Tritt zur Thür zu poltern und erst anzuklopfen; er faßte die Klinke und wollte unversehens in's Haus stürzen. Die Thür war natürlich verriegelt. Im Augenblick wurde es finster und ruhig im Hause. Er pochte, aber die Alte lag in einem todtenähnlichen Schlaf. Sie hörte nichts.

Jetzt ging er wieder an eins der Fenster und schrie: „Willst du aufmachen, oder soll ich das Fenster einschlagen?"

Sie wurde wach und fragte erschrocken, wie einer, der plötzlich aus dem Schlafe aufgedonnert wird: „Wer ist da?"

„Du weißt gut genug, wer hier ist, und wenn du nicht augenblicklich aufmachst" —

„Ei, so wart' doch, bis ich Licht machen kann, und mich anziehen!"

Es dauerte aber sehr lange. Sie wollte offenbar erst noch das Geld auf die Seite bringen.

„Wird's bald?" schrie er ungeduldig. Jetzt wurde der Riegel zurückgeschoben und er drückte die Thüre auf. Sie hielt die Lampe hoch, ihre Augen mit der Hand schirmend, und sagte: „Ei, Fritz, du bist's! Wo kommst du noch her so spät?"

„Stell dich nur nicht so unschuldig! Ich habe schon seit einer Stunde an der Thür gestanden. Ich hab gar wohl gehört, wie du dein Geld gezählt hast. Her damit!“

„Was du sagst!“ versetzte sie sehr erstaunt. „Geld hab' ich gezählt? Nee, Fritz, da irrst du dich. Ich habe fest geschlafen, bis du mit deiner Jagd mich aufgeweckt hast.“

„Du lügst, ich hab's gesehen! Her damit!“

„Bist du närrisch geworden? Fritz, Fritz, bedenk' doch, was du sagst!“

„Ich will wissen, wo du das Geld hast. Du hast mich belogen schon zehn Jahre lang. Du hast mich jetzt lang genug zum Narren gehabt. Ich will mein Geld haben, sag' ich! Her damit!

Er wurde mit jedem Wort lauter und rasender, bis Madam Leroy zitternd in ein Nebenkämmerchen ging und ein Säckchen holte.

„Hier hast du das Geld,“ rief sie weinerlich und warf es ihm an den Kopf. Er fing das Säckchen auf, schüttete das Geld auf den Tisch und zählte. Es waren gegen zweihundert Dollars, ein großer Haufen Gold, wenn man die damalige Geldnot be-

denkt; mußten doch die reichsten Kaufleute sich meist mit bedruckten Stücken Pappendeckel, sogenannten Checks, behelfen.

Nachdem er es zwei Mal gezählt hatte, blickte er grimmig auf die Alte und knirschte: „Das ist nicht alles!“

Sie schwur hoch und teuer, daß sie keinen Cent mehr besitze. McDonnel legte wieder los und wetterte, bis sie noch zwei Säckchen holte, die mit dem ersten zusammen sechshundertfünfzig Dollars ($650.-00) enthielten.

„Das behalt' ich jetzt einmal für mich,“ sagte er, „ihr habt mich jetzt lang genug hinter das Licht geführt und mir vorgemacht, daß ihr am Verhungern seid.“

Damit schob er die Goldstücke in die verschiedenen Rock- und Hosentaschen. War er nicht reich? Ein wohlgefälliges Lächeln spielte auf seinem langen Gesicht hin und her. Mehr als dreimal so viel hatte er, als die Cleveländer Schwindler ihm vor bald einem Jahr so glatt aus den Händen gelockt hatten.

Das alte Weib saß neben dem Ofen auf der

Diele, den Schurz über den Kopf geworfen, und schluchzte. McDonnels Herz wurde von Mitleid gerührt: „Sei mir doch nicht bös!“ sprach er, „wir wollen das Geld ehrlich teilen.“ Er kramte es wieder aus den Taschen und zählte ihr dreihundert Dollars ($300.00) in den Schoos.

„90, 95, 300,“ hatte er kaum gesagt, da wurde die Thür mit Gewalt aufgebrochen und im Nu war das Haus voll Männer.

XIX.

Fritz McDonnel entlarvt.

Acht Tage später waren wieder mehrere Leute bei Großvater Kleinhans in der Stube beisammen, aber ihrer zwei fehlten: der Schulmeister und der Pfarrer. Es war wieder ein stürmischer Abend, wie damals. Der Wind heulte und die Fenster klirrten; aber die Dachrinne trommelte nicht, sie war durch eine neue ersetzt worden. Statt ihrer schnurrte aber draußen in der Nähe des Fensters eine Windmühle, welche Hans gemacht und am Gartenzaun aufgesteckt hatte.

„Ich hab's immer geglaubt," sagte Großvater Kleinhans, „immer hab' ich's geglaubt, daß der—

Hui! der Wind heulte eben, daß kein Mensch ein Wort verstehen konnte.

„Hans!" rief er ärgerlich, „geh' und bring deine Klappermühl' zur Ruh!"

Hans ging. Der Wind warf ihn beinahe um.

Er hob die Mühle vom Pfahl ab und steckte sie unter den Vorsprung des Hauses hinter die Treppe. Indeß hatte der Großvater die Fensterrahmen mit Holzsplittern festgekeilt.

„Ich hab's immer geglaubt, daß der Fritz McDonnel ein Betrüger ist. Was hat er nicht mit Schulehalten Geld verdient! Fünfundzwanzig Thaler den Monat hatte er sechs Monate jedes Jahr, macht doch hundert und fünfzig Thaler! Was hat er mit dem vielen Geld gemacht? Das möcht' ich gern wissen. Was hat er damit gemacht? Verputzt hat er's, weiß kein Mensch wie, und hatte doch keinen gescheidten Rock auf dem Leib.

Dann die zweihundert Thaler, die er nach Cleveland bringen sollte, die sind ihm gestohlen worden. Glaubt ihr das? Gestohlen! Ja wohl! Er — so gewiß wie ich Kleinhans heiße — er hat sie gestohlen!"

Dieses Er betonte der Großvater, indem er aus dem Stuhl auffuhr und mit der geballten Faust auf den Tisch schlug. Der unvermeidliche Eli lief sofort hin und sah nach, ob der Tisch kein Loch bekommen hatte.

„Und den haben wir nach Cleveland geschickt, die Spitzbuben zu fangen? Was sag ich? — wir? Nein, ihr! Ich war dagegen. Ihr habt den Bock zum Gärtner gesetzt.

Und was hat der Kerl bei der alten Frau zu schaffen gehabt, wenn er nicht mit darin steckt? Das möcht ich gern wissen: was — hat — der — Kerl — dort — zu — schaffen — gehabt?" sagte der Großvater, jedes Wort betonend.

Frau Petitjean ließ verschämt den Kopf hängen, wußte sie doch, daß auch andere Leute bei der Wahrsagerin gewesen waren.

In jener Nacht, da McDonnel bei der Wahrsagerin war, wurde das Haus vom Sheriff überfallen. Die alte Frau, die in der Dunkelheit entfliehen wollte, wurde zusammengeschossen. Das Haus wurde durchstöbert und aufgewühlt, und in der Mauer und unter dem Fußboden fand man eine große Menge gestohlenen Guts, besonders Geld und goldene Schmucksachen. Es war dies der Ort, wo die Gauner und Diebe, die wir zum Teil kennen, ihre Schätze in Sicherheit brachten.

Fritz McDonnel wurde festgenommen und kam

jetzt zu seinen Freunden Butterworth, Doolittle und Company ins Gefängniß. Auch jene geputzte Dame fand er dort vor. Jetzt kannte er sie gar wohl, denn sie trug keinen Schleier. Er kannte sie schon als sie noch keine drei Tage alt war.

Frau Leroy konnte man, weil sie zu schwer verwundet war, nicht mitnehmen; ein Mann wurde dort gelassen, sie zu bewachen.

War es unter solchen Umständen ein Wunder, daß Großvater Kleinhans schimpfte? Er war noch lange nicht fertig.

„Und der Brief, wo ist der damals hingekommen? Wißt ihr das? Gesucht hat ihn die Luise ein halbes Jahr lang, aber sie konnte ihn nicht finden; natürlich nicht! Den hat er auch gestohlen und er wußte wohl warum, der Schleicher!“

„Was ist das von dem Brief?“ fragte jetzt Pfarrer Jingling, der soeben hereingekommen war, ohne daß der Großvater in seinem Eifer es merkte. „Hier ist der Brief.“

„Hat er ihn schon herausgegeben?“ fragte Kleinhans.

„Wer?“

„Ei der Betrüger! Wer denn anders?“

„Ist mein Rock ein Betrüger? Ich hatte damals bei dem schlechten Wetter einen alten Rock an und muß in Gedanken den Brief in die Tasche gesteckt haben. Heute schneidet meine Frau den Rock auf, um Karpetlumpen zu machen, und findet den Brief, der hinter das Futtertuch hinunter gefallen war. Es thut mir sehr leid, aber so ist es.“

Der Großvater war still geworden.

„Ich komme,“ sagte der Pfarrer, „von der Frau Leroy.“ Er schwieg eine Weile und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Wird sie sterben?“ fragte Frau Haberkorn.

„Ich denke sie wird keine vierunzwanzig Stunden mehr leben. Sie hat mich rufen lassen. Sie hat mir viel zu sagen gehabt, aber es nahm lange, sie war schon sehr schwach. Sie sagte: „Vor zehn Jahren bin ich in diese Gegend gezogen. Mein Mann war tot. Er ist am Säuferwahnsinn gestorben. Wir hatten eine schöne Farm in Northampton County in Pennsylvanien. Mein Mann hatte seines Vaters Farm geerbt. Ich bin auch in das Trinken geraten, hab's endlich so schlimm getrieben wie er.

Wir kamen in Schulden. Die Farm wurde uns verkauft. Ich bin mit meinen beiden Kindern dann nach Ohio gezogen. Ich heiße nicht Leroy. Wir haben andere Namen angenommen. Wir wollten unsere Schande verbergen. Mein Sohn hat mich dazu gezwungen. Er will mich ernähren, hat er gesagt, aber ich muß meinen Namen ändern. Die Leute sollen nicht wissen, daß ich seine Mutter bin, weil ich trinke. Wenn die Leute das erfahren, dann kann er keine Stelle kriegen, dann kann er nichts für mich verdienen. Die Schwester muß fort. Das faule Ding soll selbst etwas verdienen.

Mein Sohn hatte in Pennsylvanien eine reiche Braut. Als unsere Farm verkauft war, hat sie ihn nicht mehr wollen. Sie hat einen Mann Namens Pauwel geheiratet."

„Ist der Willie ihr Kind?" fragte ich.

„Ja, er ist das einzige Kind der Marie Pauwel, die meinen Sohn nicht nehmen wollte, weil er zu arm war. Er hat seine schändliche Mutter nicht verlassen, er hat mich unterstützt bis zuletzt. Er hat in der Nacht mir oft Lebensmittel ins Haus geschleppt. Seinen ganzen Verdienst" —

„Wer ist ihr Sohn?“ fragte heftig der Großvater. „Der Schulmeister?“

„Der und kein anderer“, antwortete der Pfarrer. „Er ist, nach der Aussage seiner sterbenden Mutter, an all dem Schwindel ganz und gar unschuldig. Er war zum Unglück in jener Nacht bei ihr auf Besuch, ertappte sie beim Zählen des gestohlenen Geldes, meinte es sei noch von der Farm her und wollte es haben. Sie hat ihm etwas gegeben, da wurde ins Haus gebrochen und er wurde gefangen genommen. Er ist unschuldig, aber die Tochter steckt mit darin. Sie hat die Zeit her in Cleveland als Hellseherin auf großem Fuße gelebt, und durch sie ist die Gaunerbande darauf gekommen, dieses abgelegene und verrufene Haus zum Aufbewahrungsort für die gestohlenen Sachen zu wählen. So sagte ihre Mutter.

Wie sie eigentlich heißt? Mc—Mc — ich kann nicht gleich auf den Namen kommen. Nein, McDonnel nicht. Ach! Tse! Jetzt weiß ich! McDougal heißt sie.“

„McDougal! riefen beide Großeltern.

„Da müssen wir hin!“ rief die Großmutter

erregt. „Tummelt euch! spannt ein! Philipp, schnell! Sie könnte sterben!“

Man wollte ihr es ausreden, aber sie holte Haube und Shawl, es mußte angespannt werden. Bei Nacht und Sturm fuhr der Großvater mit ihr hin.

Als sie ins Haus kam, war es schon zu spät. Die Wahrsagerin war tot; war gerufen worden zu erscheinen vor dem Richter der Lebendigen und der Toten.

XX.

Komm herein!

Drei Tage später, als es soeben dunkel geworden war, hörte Frau Haberkorn jemand draußen auf der „Portsch" vor der Thüre schluchzen. Sie machte die Thür auf und sah nach. Es war Fritz McDonnel. Er weinte, wie ein Kind, und weigerte sich einzutreten. Hans lief in die Stube, es dem Großvater zu sagen. „Großvater!" Er hörte nicht. „Großvater!" Er merkte es noch immer nicht, sei es, daß er eingeschlummert war, oder daß die Gedanken ihn hatten. Da legte Hans seine Hand auf des alten Mannes Knie und rief laut: „Großvater!"

„Was ist?"

„Der Schulmeister ist hier?"

„Wo?" sagte der Greis aufspringend.

„Auf der Portsch. Er will nicht herein kommen. Er weint."

Im Augenblick war der Großvater bei ihm,

ergriff ihn bei der Hand und sprach: „Komm' herein, Fritz! Komm' herein! Komm nur. Warum hast du das nicht gesagt?"

McDonnel sah ihn verwundert an. Daß seine Mutter tot war, wußte er, aber daß sie alles geoffenbart hatte, das wußte er nicht.

„Warum hast du deinen Namen verändert? Warum hast du mir nie gesagt, daß du McDougal heißt? Hast du denn nicht gewußt, daß ich dein Onkel bin? Jetzt weiß ich, warum du meiner Frau so nachgeguckt hast.

Ruhama!" rief er jetzt die Treppe hinauf, wo seine Frau die Kleinen ins Bett brachte. „Ruhama! der Fritz ist hier. Komm herunter,"

Die ganze Familie kam jetzt in die bekannte Stube gelaufen. Großmutter Kleinhans und die Wahrsagerin waren Schwestern. Fritz erzählte unter vielen Thränen:

„Ich habe von Anfang an gewußt, wie ihr mit uns verwandt seid; aber meine arme Mutter hat getrunken, und ich wollte euch keine Schande machen. Darum habe ich meinen Namen geändert und meine Mutter und Schwester gezwungen es auch zu thun.

Es hat mir oft weh gethan, dieses Geheimniß im Herzen mit herumtragen zu müssen, und ich hatte meiner Mutter versprochen, wenn sie ein Jahrlang das Trinken ließe, daß ich hoffen könnte, es sei überwunden, dann wollten wir uns als ordentliche Leute zu erkennen geben; aber sie konnte es nicht lassen. Ich hab' gedroht und gelockt, ihr alles Gute versprochen; ich hab auch für sie gebetet, so gut ich konnte; und jetzt dieser schreckliche Tod!"

Sie mußten ihm hier ein wenig Zeit gestatten, bis er sich etwas ausgeweint hatte.

„Sie ist manchmal," fuhr er nach einer Weile fort, „hergekommen und hat zu den Fenstern hereingeschaut; hat euch glücklich und zufrieden gesehen. Es wurde ihr dann so weich um's Herz, daß sie sich fest vornahm, nie wieder einen Tropfen zu trinken. Ihr habt mich oft versp —, ausgelacht, wenn ich nichts trinken wollte; jetzt wißt ihr warum. Vater und Mutter beide Trunkenbolde, o es ist herzzerreißend!"

„Was macht die Brigitta?" fragte jetzt Frau Haberkorn. So hieß nämlich die Schwester.

„Zehn Jahre Zuchthaus!" sagte Fritz.

Alle waren so erstaunt, daß er sich näher erklären mußte.

„Sie hat Frau Petitjean gespielt. Erst hatte ein Briefträger eine Zeitlang die Briefe des Doktors an dich, Luise, einfach für sich behalten, aber es ging nicht gut, er mußte eine Frau Petitjean haben, um die Sache gut spielen zu können, und dazu hat sich meine saubere Schwester hergegeben. Sie war ein Mitglied jener Bande, die mich beschwindelt hat. Ich hab' sie damals auf der Straße gesehen, aber nicht erkannt; habe vorige Woche erst erfahren, was für eine feine Lady es war, die mich damals so begaffte.

Auch den Mann, der Abends einmal hier war, um mit dir, Luise, zu sprechen, habe ich jetzt wieder gesehen. Ich konnte noch nicht alles erfahren, aber so viel weiß ich, daß diese Leute den Doktor bei dir schlecht gemacht haben, daß du denken solltest, er sei durchgebrannt nach Canada und habe dich auf immer verlassen. Euer alter Nachbar Doolittle hat dies Geschäft besorgt; er ist auch einer von den Spitzbuben. Er ist derselbe, der mir auf der Office mein Geld wiedergeben sollte damals.

O meine Schwester! So geht's, wenn Kinder gar keine Erziehung haben. Wir beide sind aufgewachsen wie das Vieh, ohne etwas Gescheidtes zu lernen. Ich hab's hart probiert. Ich bin auch Schulmeister geworden und habe gemeint, ich wüßte alles. Ich war ein Narr. Ich geb's jetzt auf und will mich verdingen als Knecht."

Horch! Jetzt erschallte draußen Gesang:

„O sagt könnt ihr sehn in des Morgenrots Strahl,
Was so stolz wir im scheidenden Abendrot grüßten;
Die Sterne, die Streifen, die wehend vom Wall
Im tödtlichen Kampf uns den Anblick versüßten?"

Ein paar kräftige Männerstimme brachten ein Ständchen. Frau Petitjean war gelähmt; aber Hans und die Großmutter rissen die Thür auf und stürzten hinaus. Zwei stramme Soldaten in voller Uniform traten jetzt ein. Es war Dewalt Jingling und Doktor Littlejohn, genannt Petitjean, genannt Kleinhans.

Die Freude dieses Wiedersehens, wer kann sie beschreiben? Ich nicht.

XXI.

Hans Kleinhaus.

Jener Mann, der heute am 22. April, 1892, dort in dem kleinen Stübchen auf dem hochbeinigen Stuhl hinter dem Pult sitzt, ist Hans Kleinhans. Er ist Buchführer in einem großen Geschäft. Jeden Werktag sitzt er da acht bis zehn Stunden und rechnet in den großen Büchern hinauf und herunter.

„Und's Ei mol Eis, es isch e Gruus,
Es luegt der zu den Augen us."

Er schaut so wehmüthig ins blaue, als wenn er etwas sähe, das ihm lieber wäre, als das endlose Rechnen. Wald und Wiese, Obst- und Nußbäume, das ist was er sieht. Er sieht ein altes Blockhaus mit großer Küche und behaglicher Stube. In der Stube sitzt der Großvater und raucht, sitzt die Großmutter und spinnt. Er hilft wieder Bäume fällen und Würste machen. Er sieht den Schulmeister in der Schule, in dem Wald, in der Stube, und hört ihn

weinen draußen auf der Portsch. Er sieht einen verhungerten Soldaten am Ofen sitzen, den die Deborah von der Seite betrachtet. Er hört Dewalt erzählen. Er hört den Schulmeister erzählen. Er hört Männerstimmen singen und springt seinem Vater in die Arme.

Das alles sieht und hört im Geiste Hans Kleinhans an diesem regnerischen Apriltag. Das alles, und noch viel mehr. Der Saft steigt in den Bäumen, sie sprossen und blühen, und ihn ergreift die Sehnsucht, er möchte hinaus. Er hat Heimweh.

Doch weiß er, daß das alte Blockhaus nicht mehr steht. Die Bewohner sind meist in eine bessere Wohnung eingezogen. Der Schulmeister war noch zwanzig Jahre lang bei Onkel Philipp Knecht und hatte als solcher dort wirklich eine Heimath gefunden. Er ist aber jetzt weder Knecht noch Schulmeister, denn im Himmel gibts wohl weder das eine noch das andere.

„Hans Kleinhans," sagt der Buchführer für sich „du hast deinen Beruf verfehlt; du hättest müssen Landmann werden; aber jetzt ist's zu spät, Hans Kleinhans. Sei du nur treu in deinem Beruf noch

eine kleine Weile; nur noch eine kleine Weile treu. Es läßt sich jetzt nicht mehr ändern. Will's Gott, so kommst du bald in das Land, wo es immer grün und frisch ist, und wo es keine, Gott sei Dank, gar keine Kontobücher gibt."

Nach diesem Selbstgespräch nimmt er seinen Hut vom Nagel und geht in sein Kosthaus; Familie hat er nicht.

Gott befohlen, Hans Kleinhans!

SEP 2 1899

LIBRARY OF CONGRESS
00025369531